

The background features teal line-art illustrations of a lamp and a jacket. The lamp has a wide, trapezoidal shade and a rounded base. The jacket is shown from the chest up, with details like buttons and a pocket. The lines are thin and overlapping, creating a layered effect.

was **ü**brig bleibt

Eine Ausstellung vom Aufheben,
Verstauen und Zurücklassen

Impressum

Studien zur Materiellen Kultur KATALOGE

Herausgegeben von Karen Ellwanger für das Institut für Materielle Kultur, Universität Oldenburg

Redaktion und Layout: Magdalena Götz, Carolin Schweizer, Melanie Sing

www.materiellekultur.uni-oldenburg.de

Das Copyright liegt bei den Autor_innen und dem Institut für Materielle Kultur

Katalog zur Ausstellung „Was übrig bleibt – Eine Ausstellung vom Aufheben, Verstauen und Zurücklassen“

Oldenburg, 2013

Die Bildrechte der Beiträge liegen bei den jeweiligen Autor_innen.

Bildnachweis für S. 13: http://4.bp.blogspot.com/-1b6RJWJ26-o/TnrUYawgBBI/AAAAAAAAABYY/loryFVZaF70/s400/Berliner-Hocker-DK_web.jpg (mit freundlicher Zustimmung von Le Van Bo; Foto: Daniela Kleint)

Bildnachweis für S. 69: Thomas Robbers, „Der materielle Mann“, digital drawing, 2012

Bildnachweis für S. 95: Kleinloh, Alexander (1998): Die Baugeschichte der Universität Oldenburg. BIS Verlag der Universität Oldenburg, Oldenburg

Verlag: Institut für Materielle Kultur

Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Postfach 26111

www.studien-zur-materiellen-kultur.de

(ISBN 978-3-943652-06-2)

was übrig bleibt

Eine Ausstellung vom Aufheben,
Verstauen und Zurücklassen

Inhalt

Zum Geleit <i>Karen Ellwanger</i>	6	EMOTIONSGELADEN	
Vorwort <i>Nina Tillhon</i>	8	EMOTIONSGELADEN. Von Ex-Boxen, Trauerobjekten und biografischen Fixpunkten <i>Magdalena Götz, Fabian Schröder, Nora Spielvogel</i>	44
Konzeptionelle Überlegungen		gefühlspost <i>Magdalena Götz</i>	50
Unser Ausstellungskonzept <i>Fabian Schröder</i>	10	Trauer-Objekte. Zum Umgang mit Objekten im Rahmen der Trauerarbeit <i>Magdalena Götz</i>	52
Unsere ethischen Ausstellungsrichtlinien	16	Der Radaukasten <i>Marco Kerler</i>	57
Zwischen Wissensvermittlung und Institutionskritik. Zur Rolle der Vermittlung <i>Christopher Müller</i>	18	Erstkommunion <i>Albert Kümmel-Schnur</i>	58
Vermittlungs- und Rahmenprogramm	22	Fremde Hüllen <i>Judith Wiedemann</i>	62
Einblicke		ENTBEHRLICH	
Warum bleibt eigentlich dieses übrig und nicht jenes? Bemerkungen zu einem Stichwort Roland Barthes' <i>Gero Heschl</i>	26	ENTBEHRLICH. Eine Entscheidung zwischen Aufheben und Aufgeben <i>Helen Reinold, Nora Spielvogel</i>	64
Spieglein, Spieglein... Oder ein Rundgang durch die Ausstellung mit Sartre <i>Falko Huth</i>	32	Die Geschichte eines Pferdeschuhs <i>Nora Spielvogel</i>	70
Leitobjekte	42	Was ist entbehrlich? Ein Essay über die Dingwelt <i>Stefanie Mallon</i>	76
		Boxes: A Moving Story <i>Helen Reinold</i>	80
		Nach dem Umzug <i>Marco Kerler</i>	84

ÜBERHOLT

ÜBERHOLT. Von Konzepten, Kabeltelefonen und Kassetten <i>Melanie Sing, Carolin Schweizer</i>	86
„Flüsse ändern sich nicht“. Interview zu einem Atlas <i>Melanie Sing</i>	94
Bildungsarchitekturen: Was war Universität? <i>Kathrin Peters</i>	100
Silberne Scheiben <i>Harald Kraemer</i>	104
Blau, groß, übrig <i>Jan Gerd Wilkens</i>	108

ÜBERSTANDEN

ÜBERSTANDEN. Zufälliges Überdauern und negative Erinnerung <i>Christopher Müller</i>	112
ÜBERSTANDEN. Eine fotografische Interpretation <i>Laurin Vollmer</i>	118
„... und der Löffel war der einzige, der übriggeblieben ist.“ Wenn ein Opa seiner Enkelin erzählt <i>Nina Tillhon</i>	120
Wohngemeinschaften <i>Tobias Roth</i>	124
Des Kaisers Kanonier. Koloniale Spuren in Oldenburg <i>Maik Nolte</i>	126
Mit dem Fotoapparat auf der Suche nach Übriggebliebenem <i>Matthias Schmidt</i>	130
Ein Foto <i>Marco Kerler</i>	135

VERFEHLT

VERFEHLT. Über das Kaufen und Schenken von verfehlten Dingen <i>Michel Offenberg, Franziska Schöll</i>	136
--	-----

Schrankfutter. Aufbrauchen, Übriglassen und rote Pumps <i>Karen Ellwanger</i>	144
---	-----

Ausblicke

Was bleibt übrig vom Menschen? Ein populär-naturwissenschaftlicher Gedankengang <i>Franziska Schöll</i>	148
Die Himmelsscheibe von Nebra. Tor zur Vergangenheit oder Spiegel der Gegenwart? <i>Hannah Grünenthal</i>	154
Ein Rest wird Buddha <i>Christoph Medicus</i>	158
„... das Ewige ist jedenfalls eher eine Rüsche am Kleid als eine Idee.“ <i>Stefanie Kuhn</i>	162
(Was übrig bleibt sind) Derivate <i>Jonas Koch</i>	164
Autor_innen	166
Dank	172

Zum Geleit

Karen Ellwanger

Ein Projekt geht zu Ende – das zweisemestrige Ausstellungsprojekt des Masterstudiengangs *Museum und Ausstellung*. Absolvent_innen sehr unterschiedlicher Fächer, die nicht zuletzt durch unterschiedliche Fachkulturen und Arbeitsweisen geprägt sind, müssen sich zu einem arbeitsfähigen transdisziplinären Team zusammenschließen.

Am Studienstandort Oldenburg legen wir großen Wert darauf, dass die Museums-Studierenden im Schonraum des Projektstudiums einmal eine Ausstellung von A wie Anfangsdebatten um den Ausstellungstitel bis Z wie am Ende Zuschließen eigenständig im Team durchführen, ehe sie den Sachzwängen der Museumsarbeit unterliegen. Das ist sehr ernst gemeint – und damit eine große Herausforderung auch für die verantwortlichen Lehrenden. Die Studierenden erarbeiten ein Thema und erstellen parallel dazu ein erstes Ausstellungskonzept, das dann immer weiter entwickelt wird. Sie

bedenken von Anfang an Ziele und Wege der Vermittlung. Sie lernen möglichst frühzeitig, sich zu organisieren, arbeitsteilig vorzugehen und bei Bedarf Hilfe zu holen. Sie recherchieren zu den Ausstellungsinhalten und erstellen parallel Raum-Modelle (die dann wieder verworfen werden müssen, aber auch Frustrationstoleranz ist ein wichtiges Lernziel) und entwickeln Gestaltungsideen. Sie verwalten die Objekte – und müssen obendrein selbständig Mittel einwerben, wahrlich nicht ohne Hindernisse, gerade vom universitären Raum aus, der nicht nur freudig fördert, sondern auch bürokratische Stolpersteine bereithält! Sie kümmern sich um die Öffentlichkeitsarbeit, kaufen Schrauben und Zusatz-Kopfhörer, schreinern die Podeste und bauen die Ausstellung auf und ab. Machen Führungen. Dokumentieren und evaluieren. Und obendrein erstellen sie – das ist Kür! – den vorliegenden Katalog zur Ausstellung. Tatsächlich ist das Übrig-Team die selbständigste

Projektgruppe, die uns Lehrenden je untergekommen ist. Wir haben das Projekt arbeitsteilig begleitet: Karen Ellwanger in inhaltlichen Fragen, Norma Mack bei der Ausstellungsgestaltung, Thomas Robbers beim Layout – und last not least unterstützte Thomas Schneeberg von Beginn an das Projektmanagement; weitere Expert_innen von Museumsseite wie Friedrich Scheele (Museen der Stadt Oldenburg) und Monika Flacke (Deutsches Historisches Museum, Berlin) standen bei Bedarf für Beratung zur Verfügung. Unsere guten Vor- und Ratschläge konnten die Studierenden ablehnen, uns bei manchen Abstimmungen überstimmen – das haben sie auch öfter getan, wir haben das sogar manchmal eingesehen, auch Lehrende lernen. Einzig für sehr wenige grundsätzliche Fragen haben die beiden projektverantwortlichen Lehrenden – meine Kollegin Norma Mack und ich – uns ein Veto vorbehalten: Wir mussten es nie einsetzen.

Eine solch radikale Eigenständigkeit des Museums-Studierenden-Teams beim Ausstellungsprojekt ist keineswegs selbstverständlich. Muss man alles, wirklich alles selber machen, lernt man anders. Sie, liebes Übrig-Team, sind ein gutes Stück weit Allrounder geworden, wenn Sie an kleine Häuser wollen, können Sie das bestens brauchen, aber auch in allen anderen Fällen wissen Sie jetzt, mit wem man was bedenken muss. Sie konnten – das war Ihnen sehr wichtig – Ihre eigenen Themen auf Ihre Weise

realisieren, letztlich sogar den Ausstellungs-Ort aussuchen. Aber Sie mussten auch erfahren, wie aufreibend Abstimmungsprozesse sind und vor allem, wie viel Arbeit Aufgaben verlangen, die nicht zentral mit diesen selbst gewählten Inhalten und Gestaltungsweisen zu tun haben.

Das dieses Jahr verantwortliche Institut für Materielle Kultur und auch ich persönlich bevorzugen die weitgehend eigenständige Arbeit des Studierenden-Teams. Auch wenn sie – und das ist bei dieser Projekt-Variante vermutlich die größte Gefahr – vollständig scheitern kann. Das heißt auch, dass ein solches Projekt scheitern dürfen muss. Derzeit, wenn dieser Katalog in Druck geht, wissen wir noch nicht, ob Sie es schaffen – oder möglicherweise „durchfallen“; auch dann hätten Sie ungemein viel gelernt. Dass dieser Katalog jetzt termingerecht in Druck geht, ist allerdings schon ein ebenso gutes Zeichen wie der bisherige, bestens dokumentierte Projektverlauf.

Wir Lehrende gratulieren Ihnen – mit großem Respekt vor Ihren Leistungen. Wir wünschen Ihnen Glück und Erfolg: viele interessierte Leser_innen für diesen vielfältigen Katalog, der jedenfalls ‚übrig‘ bleiben wird, auch wenn die Ausstellung abgebaut ist. Aber zunächst wünschen wir Ihnen und uns viele Besucher_innen für die Ausstellung!

Im Namen der am Projekt beteiligten Lehrenden
Karen Ellwanger



Vorwort

Nina Tillhon

„Der Jahrgang konzipiert und realisiert im Team [...] eine Ausstellung.“

So lautet die Aufgabenstellung auf der Homepage des Masterstudiengangs *Museum und Ausstellung* unter der Rubrik *Studienaufbau*. Die Ausstellung **was übrig bleibt. Eine Ausstellung vom Aufheben, Verstauen und Zurücklassen** ist in eben diesem Kontext entstanden. Bei diesem Team handelt es sich um *Franziska Scholl, Nora Spielvogel, Christopher Müller, Melanie Sing, Helen Reinold, Nina Tillhon, Fabian Schröder, Carolin Schweizer, Magdalena Götz* und *Michel Offenberg* (von links nach rechts): Zehn Studierende, die sich seit April 2012 mit der Konzeption und Realisierung ihrer Ausstellung beschäftigen. Wir alle kommen aus unterschiedlichen Fachrichtungen, wir alle haben individuelle Interessen und vor allem verschiedene Vorstellungen von einer gelungenen Ausstellung.

Dies führte zu fruchtbaren und manchmal auch hitzigen Diskussionen. Diskussionen, die häufig in Kompromissen endeten. Beide begleiteten den Alltag unserer Arbeit, waren ständig präsent; wir mussten uns fortwährend mit ihnen auseinandersetzen und nur selten konnte eine Entscheidung ohne mindestens eine der beiden getroffen werden. Dies hatte zur Folge, dass die Stimmung zwischen uns durchaus gereizt werden konnte, dass wir laut wurden – wodurch wir teilweise nicht nur uns überraschten, sondern auch Projektbegleiter_innen¹ irritierten – oder aber, dass einzelne von uns manchmal nur ungläubig dabeisitzen konnten, wenn Entscheidungen, die ihnen am Herzen lagen, durch einen Mehrheitsbeschluss der Gruppe abgelehnt wurden. Genau darum sollte es in unserer Aufgabenstellung wohl gehen: Der Jahrgang konzipiert und realisiert *im Team!* Trotz aller Diskussionen und Kompromisse haben wir während des Vorbereitungsjahres am

selben Strang gezogen und ein gemeinsames Ziel verfolgt. Nun stehen wir am Ende dieses Prozesses. Wenn wir uns auch dafür entschieden haben, keine statische Ausstellung zu entwerfen, sondern eine, die sich bis zum letzten Tag ändern kann und soll, so haben wir doch unser Ziel erreicht: Der Jahrgang konzipierte und realisierte im Team eine Ausstellung.

In unserer Ausstellung geht es um Dinge, die übrig bleiben, weil sie VERFEHLT wurden, weil sie EMOTIONS-
GELADEN, ENTBEHRLICH oder ÜBERHOLT sind oder aber weil sie etwas ÜBERSTANDEN haben. Diese Einteilung nahmen wir aufgrund der Geschichten der Objektgeber_innen zu ihren übrigen Dingen vor. Es ist uns bewusst, dass es sich hierbei um eine subjektive Kategorisierung handelt. Wir haben uns jedoch für diese Auswahl entschieden und machen die Konstruiertheit dieser Einteilung an verschiedenen Stellen in der Ausstellung, der Vermittlung und im hier vorliegenden Katalog transparent.

Wir freuen uns sehr, unsere Ausstellung **was übrig bleibt. Eine Ausstellung vom Aufheben, Verstauen und Zurücklassen** vom 22. März bis zum 6. April 2013 im ersten Stock des Ullmann-Hauses in der Langen Straße 91 in Oldenburg zu präsentieren.

Im Namen des Ausstellungsteams bedanke ich mich an dieser Stelle allen voran bei unseren Objektge-

ber_innen. Denn sie sind es, die uns mit ihren Objekten und Geschichten ermöglicht haben, eine Sammlung aufzubauen und damit eine Ausstellung entstehen zu lassen. Ebenso bedanke ich mich bei den Lehrenden Karen Ellwanger, Carolin Krämer, Norma Mack, Thomas Robbers und Thomas Schneeberg, die uns mit ihrer Kompetenz unterstützt und durch das gesamte Projekt begleitet haben. Außerdem gilt mein Dank allen Autor_innen, die diesen Katalog zu dem machen, was er ist: Ein Begleitbuch zu unserer Ausstellung, gefüllt mit künstlerischen, wissenschaftlichen und persönlichen Beiträgen – und nicht zuletzt eines der Dinge, die von einem Jahr Arbeit am Ende *übrig* bleiben.

¹ Uns als Ausstellungsteam ist eine geschlechtergerechte Schreibweise wichtig. Wir haben uns für die Schreibweise mit Gender_Gap entschieden, da der Unterstrich Raum lässt für Geschlechteridentitäten jenseits der weiblich-männlichen-Zweigeschlechtlichkeit. Alle Katalogbeiträge sind dieser Schreibweise angepasst worden.

Unser Ausstellungskonzept

Fabian Schröder

Unser Thema

Unsere Ausgangsthese baut auf einer alltäglichen Beobachtung auf: Menschen lassen Dinge übrig. Wir verstehen ÜBRIG auf zwei Weisen: Es kann ein passives Übrigbleiben, also ein ungeplant entstandener Status sein. Es kann aber auch ÜBRIG im Sinne von aktivem Zurücklassen und Behalten von Dingen bedeuten. Übrige Dinge lassen sich jedoch selten eindeutig einem der Pole zuordnen, sondern werden von uns als Mischform verstanden. Diese Pluralität des Übrigen haben wir für unsere Ausstellung bewusst genutzt.

Dinge befinden sich im Laufe ihrer Existenz in verschiedenen (Lebens-)Situationen. Die Museologin Susanne Jost beschreibt dies mit dem Begriff der „Ding-Biographie“¹. Bei unserer Erforschung unterschiedlicher „Ding-Biographien“ beobachteten wir, dass sich oftmals Phasen verschiedener Funktionen mit Phasen scheinbarer Nutzlosigkeit abwechseln.

Hierbei interessierten uns besonders die Transformationsprozesse der Dinge von einem Kontext in einen anderen, da sich unserer Auffassung nach an dieser Schwelle entscheidet, ob ein Ding übrig bleibt. Daher wirft die Ausstellung folgende Fragen auf: Mit welcher Art eines übriggebliebenen Objekts haben wir es zu tun? Aus welchen Gründen, in welchen Situationen und bei welchen Menschen bleiben Objekte übrig und welche Subjekt-Objekt-Konfigurationen liegen diesen zugrunde? Unsere Analyse lässt uns behaupten, dass es keine Nutzlosigkeit von übrigen Dingen gibt, sondern nur eine Umdeutung und Umfunktionierung.

Trotz der großen Anzahl an scheinbar unbedeutenden Gegenständen in unserer Gesellschaft scheinen Menschen dazu zu neigen, eben solchen Dingen Bedeutung zuzusprechen. Diese Dinge werden unserer Beobachtung nach Teil der menschlichen Identitätsbildung. Wir vermuten, dass die eigenen Dinge

Menschen helfen, sich ihrer selbst gewiss zu sein. So zeigen wir zum Beispiel Dinge, die Menschen behalten, obwohl diese sie an eine zerbrochene Beziehung erinnern. Erstaunlich oft sind diese Erinnerungen – und damit die eigene Vergangenheit – in eine Kiste verpackt und unter dem Bett verstaut. Es gibt kein Bedürfnis, diese Dinge täglich zu sehen, aber sie gehören zur eigenen Vergangenheit und es scheint wichtig zu sein, sie in unmittelbarer Nähe zu haben.

Unsere Ziele

Wir betrachten unsere Ausstellungsbesucher_innen als mündige und selbstbestimmte Wesen. Daher verzichten wir darauf, ihnen eine alleingültige Rezeptionsweise der Ausstellung vorzuschreiben. Dennoch möchten wir kurz darlegen, welches Potenzial unserer Auffassung nach in der Ausstellung liegt.

Zum einen möchten wir die Erkenntnis ermöglichen, dass der ‚Wert‘ übriger Dinge sich nicht lediglich nach ihrem Materialwert bemessen lässt, sondern ihre Besitzer_innen vielen Dingen einen individuellen, ideellen Wert zusprechen. Dabei versuchen wir zu zeigen, welche Funktionen Dinge für ihre Besitzer_innen haben. Wir bieten den Besucher_innen über unsere Objekte und deren Geschichten eine Auswahl an Gründen, weshalb Dinge übrig bleiben. Im Zuge dessen hoffen wir, mit der Ausstellung die

Besucher_innen anzuregen, über ihre eigenen übrig gebliebenen Objekte nachzudenken und ihre Beziehung zu Dingen zu reflektieren.

Wir sind an einem möglichst breiten Zielpublikum interessiert. Über unser Vermittlungsprogramm und partizipative Aufrufe versuchen wir, unterschiedlichste gesellschaftliche Gruppierungen einzubeziehen. Wir vermuten, dass das Ausstellungsthema besonders erwachsene Menschen interessiert. Unser Vermittlungs- und Rahmenprogramm richtet sich daher insbesondere an diese.² Dennoch wird im Rahmen einer Vermittlungsaktion versucht, auch Kinder für die Ausstellung zu begeistern.³

Die Ausstellung wird im ersten Stockwerk des Oldenburger Ullmann-Hauses realisiert. Dieses gilt als eines der traditionsreichsten Häuser der Stadt. Gebaut in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, befand sich hierin das Stammhaus des Einrichtungshauses Ullmann. Das Gebäude befindet sich mitten in der Oldenburger Innenstadt. Im Untergeschoss befindet sich ein so genannter *mStore*, ein Elektronikhandel der Marke Apple. Die Ausstellung ist jedoch von diesem inhaltlich und gestalterisch unabhängig und bietet zudem einen separaten Eingang, der direkt in das Obergeschoss führt. Dennoch können auch die Kund_innen des *mStores* über eine offene Treppe in die Ausstellung gelangen.

Unser Vorgehen

Als reines Ausstellungsprojekt ergab sich zwangsläufig das Problem, keine Sammlung zu haben, aus der man Objekte beziehen konnte. Daher mussten wir alle Objekte eigens akquirieren. Unser Vorgehen gliederte sich dabei in zwei unterschiedliche Sammlungsphasen, auf die zwei weitere Entwicklungsschritte unserer Ausstellung folgten.

In beiden Phasen verwendeten wir ausschließlich qualitative Forschungsmethoden. Wir sind – wie auch der Ethnologe Hans Peter Hahn – davon überzeugt, dass Dinge selbst nicht sprechen können – wohl aber ihre (ehemaligen) Besitzer_innen beziehungsweise Nutzer_innen.⁴ Wir betrachten Dinge deshalb nicht losgelöst von ihnen, sondern orientieren uns an ihren Äußerungen und betrachten die Dinge stets im Spiegel ihrer Verwendungszusammenhänge. Unser Vorgehen orientierte sich am Grundgedanken der Grounded Theory, Informationssammlung und -analyse wechselseitig aufeinander zu beziehen.⁵

In der ersten Phase erfolgte der Aufbau einer kleinen Sammlung. Methodisch konzentrierten wir uns zunächst auf *eine* ‚Objekt-Quelle‘: den Flohmarkt. Dort hatten wir einen direkten Zugang zu übriggebliebenen Dingen. Die gleichzeitige Anwesenheit von Dingen und meist auch ihren Besitzer_innen eröffnete uns die unmittelbare Möglichkeit, qualitativ zu forschen.⁶ In informellen Erstgesprächen gelangten wir so an Informationen zur „Ding-Biographie“.

Anschließend bildeten wir durch die Auswertung der Objektgeschichten fünf Ausstellungskategorien, die einige Gründe widerspiegeln, warum Dinge übrig bleiben. Dazu haben wir die von den Flohmarktverkäufer_innen genannten Gründe des ‚Übrigseins‘ gruppiert und assoziativ mit folgenden Adjektiven und Partizipien verknüpft: emotionsgeladen, entbehrlich, überholt, überstanden, verfehlt. Diese stellen lediglich fünf von unzähligen Möglichkeiten dar, Gründe des ‚Übrigseins‘ auszudrücken, schienen uns jedoch eine gute Bandbreite abzudecken.

In der zweiten Sammlungsphase wurden die Kategorien durch weitere Objekte ergänzt, die nicht vom Flohmarkt stammen, um der von uns angestrebten Pluralität übriger Dinge gerecht zu werden. Hierfür sprachen wir Menschen persönlich an und riefen sie über Zeitungen und soziale Netzwerke zur partizipativen Teilnahme auf. Zudem begaben wir uns auf die Suche nach künstlerischen Beiträgen zu übrigen Dingen.

Sowohl für die inhaltliche Ausdifferenzierung der Ausstellung als auch für die Objektakquise erforschten wir detailliert die einzelnen Themengebiete unserer Ausstellungskategorien. Dabei lag das Hauptaugenmerk stets auf der Frage, warum in der jeweiligen Kategorie – EMOTIONSGELADEN, ENTBEHRlich, ÜBERHOLT, VERFEHLT und ÜBERSTANDEN – Dinge übrig bleiben und welche dies sind. Dafür setzten wir uns intensiv mit den jeweiligen Objektgeber_innen auseinander.

Zumeist befragten wir sie mit leitfragenorientierten Interviews⁷ zu ihren Dingen. Darüber hinaus wurden Expert_innen einzelner Themengebiete in Form von offenen Interviews⁸ befragt.

Unsere Umsetzung

Die Aufnahme von Dingen in unsere Ausstellung markiert für diese einen neuen Abschnitt in ihrer „Biographie“: Im vom Philosophen Krzysztof Pomian beschriebenen „semiotischen Kreislauf“ nehmen sie nun den Status des Musealisierten ein.⁹ Folglich sind Dinge nach Aufnahme in unsere Sammlung nicht mehr übrig. Unsere Ausstellung kann diesen Zustand nur in der Rückschau beschreiben.

Wir versuchen, die Objekte in einem Kontext zu präsentieren, der die Dinge nicht instrumentalisiert. Objekte in unserer Ausstellung sollen nicht lediglich als Verweis auf eine übergeordnete Aussage fungieren, sondern durch das Erzählen der Objektgeschichte selbst in den Mittelpunkt rücken. Wir sind uns bewusst, dass allein unsere Einordnung der Objekte in Kategorien diese bereits für einen bestimmten Zweck ‚benutzt‘ und dies zudem einen subjektiven Akt darstellt.

Die jeweiligen Kategorien werden stellvertretend durch Leitobjekte repräsentiert, die wir aus den Flohmarkt-Gegenständen ausgewählt haben. Deren Zusammenstellung bildet den Einstieg in die Ausstellung und versucht, deren Struktur bereits am Ein-

gang deutlich zu machen. Darüber hinaus versuchen wir damit die Anfangsphase unserer Objektakquise auf dem Flohmarkt zu darzustellen. Die vom Flohmarkt stammenden Objekte, die von uns schließlich nicht einer der Ausstellungskategorien zugeordnet wurden, werden zudem in einer Installation gezeigt, in der die Objekte, gemäß ihres aktuellen ‚Schwebestands‘, von der Decke hängen.

Die einzelnen Kategorien definieren die räumliche Struktur der Ausstellung durch Ausstellungseinheiten, die sich gleichwohl inhaltlich und gestalterisch an den Gesamtkontext angliedern. Jede Einheit ist individuell gestaltet. Alle greifen jedoch auf dieselbe schlichte Ästhetik zurück, die vorwiegend aus selbstgebauten Holzelementen besteht und sich gegenüber den Objekten zurücknimmt.

Die Installation der Kategorie *EMOTIONSGELADEN* präsentiert dabei die Objekte in Holzboxen verschiedener Form und Größe, die vorherige Aufbewahrungsorte von vielen emotionsgeladenen Dingen abstrakt andeuten.

Objekte, die wir der Kategorie *ENTBEHRlich* zugeordnet haben, werden in einem kreisförmigen Bau aus „Berliner Hockern“¹¹ präsentiert. Der Kreis symbolisiert, dass man immer wieder vor der Entscheidung ‚entbehrlich oder nicht entbehrlich‘ steht.

Die Gestaltung der Kategorie *ÜBERHOLT* arbeitet hingegen mit hängenden Würfel-Elementen in einer linearen Reihe, die den zeitlichen Fortschritt nach-

zeichnet. Darunter befindliche Variationen des „Berliner Hockers“ bieten zudem Platz, Gründe des ‚Trotzdem-noch-übrig‘ aufzuzeigen.

Objekte im Ausstellungsbereich ÜBERSTANDEN werden in Holzboxen präsentiert, die pyramidenförmig aufgehäuft sind. Damit wird eine Art Trümmerhaufen abstrakt angedeutet, an dessen Spitze eine Vase thront, die einen Bombenangriff materiell überstanden hat.



Die Installation der Kategorie VERFEHLT präsentiert Objekte auf „Berliner Hockern“ sowie Sockeln, welche von den darüber schwebenden Objekten aber räumlich verfehlt werden.

Auf dem Fußboden gibt es Verbindungen der einzelnen Ausstellungsbereiche. Damit verdeutlichen wir zum einen inhaltliche Überschneidungen. Zum anderen zeigen wir damit, dass die Objekte nicht zwangsläufig einer Kategorie angehören, sondern

auch anders hätten eingeordnet werden können.

Jeder Bereich wird über einen Kategorietext eingeführt und gliedert sich in einzelne Themen, die jeweils die categoriespezifischen Gründe des Übrigseins beleuchten. Die Objekte werden dabei gemäß unserer Auffassung, dass Objekte nicht für sich sprechen, kontextualisiert, indem ihre Geschichte in Textform oder durch den Einsatz von Audio- beziehungsweise Videomedien dargestellt wird. Wir bemühen uns dabei sowohl um geschlechtergerechte Darstellungen, sowie um eine Sprache, die möglichst wenige Bevölkerungsgruppen Deutschlands ausschließt.

Über unsere partizipativen Ansätze war bereits der gesamte Entstehungsprozess der Ausstellung von der Mitwirkung von Externen beeinflusst. Doch auch nach der Eröffnung betrachten wir die Ausstellung nicht als fertiges Produkt, sondern bieten der Bevölkerung die Möglichkeit, vor Ort Einfluss zu nehmen. So ist es besonders im Rahmen einer Vermittlungsaktion¹², aber auch während der gesamten Laufzeit erwünscht, dass Besucher_innen die Ausstellung erweitern. Die Ausstellung sieht dafür Leerstellen vor, die mit weiteren übrigen Objekten bestückt werden sollen. Zudem gibt es eine ‚Dynamische Wand‘, auf der wir einen stetigen Austausch über die Ausstellungsinhalte mit unseren Besucher_innen führen und die uns gleichzeitig eine Evaluation der Rezeption ermöglicht.

¹ Vgl. Jost, Susanne C. (2002): Das museale Ding. Von der Theorie zur Praxis. In: Antonietti, Thomas; Bellwald, Werner (Hg.): Vom Ding zum Mensch. Theorie und Praxis volkskundlicher Museumsarbeit. Das Beispiel Wallis. Baden, Verlag für Kultur und Geschichte. S. 7-20, hier: S. 16.

² Vgl. Vermittlungs- und Rahmenprogramm.

³ Vgl. ebd..

⁴ Vgl. Hahn, Hans Peter (2010): Von der Ethnografie des Wohnzimmers – zur „Topografie des Zufalls“. In: Tietmeyer, Elisabeth u.a. (Hg.): Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur. Münster u.a., Waxmann. S. 9-22, hier: S. 16.

⁵ Vgl. Charmaz, Kathy (2006): Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis. London u.a., Sage. S. 3ff.

⁶ Vgl. Schmidt-Lauber, Brigitta (2007): Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Göttisch, Silke; Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin, Reimer. 2. Auflage. S. 169-188, hier: S. 169.

⁷ Vgl. Schmidt-Lauber (2007): S. 177.

⁸ Vgl. Schmidt-Lauber (2007): S. 175f.

⁹ Vgl. Pomian, Krzysztof (1990): Museum und kulturelles Erbe. In: Korff, Gottfried; Roth, Martin (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt/New York, Campus. S. 41-64, hier: S. 42.

¹⁰ Vgl. Katalogbeitrag: Zwischen Wissensvermittlung und Institutionskritik.

¹¹ Der Berliner Hocker ist ein sogenanntes „Hartz IV Möbelstück“. Unter dem Slogan „konstruieren statt konsumieren“ bietet der Architekt Le Van Bo kostenlose Baupläne an, um „vielen Menschen Zugang zu zeitloser und hochwertiger Gestaltung zu ermöglichen“ (Moreau (2012): Le Van Bo. Hartz-IV-Möbel. 24 Euro Sessel. In: Brennstoff, Nr. 27. Abrufbar unter: <http://hartzivmuebel.blogspot.de/p/publishings.html> (Zugriff: 23.02.2013)). Van Bos Idee passt somit zur Konsumkritik, die unter dem Stichwort Obsoleszenz in der Kategorie ÜBERHOLT angeschnitten wird (vgl. ÜBERHOLT-Kategoriebeitrag). Der Berliner Hocker wird unter dem Motto „10 Euro, 10 Schrauben, 10 Minuten“ als wahres Improvisationstalent beworben: „Er ist Hocker, Stuhl, Regal, Ablage,

Rednerpult, Kindersessel und Beistelltisch in einem. Mehrere gemeinsam lassen sich zu unendlichen Variationen kombinieren, um Sitzbänke, Sideboards oder gar ganze Raumtrenner zu formen.“ (Van Bo, Le (2013): Berliner Hocker. 10 Euro, 10 Schrauben, 10 Minuten. <http://hartzivmuebel.blogspot.de/p/berliner-hocker.html> (Zugriff: 23.02.2013).) „Es ist ausdrücklich erwünscht, den Bauplan weiter zu entwickeln, zu verändern oder künstlerisch neu zu interpretieren.“ (Van Bo, Le (2013): Baupläne bestellen. <http://hartzivmuebel.blogspot.de/p/bauplane-bestellen.html> (Zugriff: 23.02.2013)).

¹² Vgl. Katalogbeitrag: Zwischen Wissensvermittlung und Institutionskritik.

Unsere ethischen Ausstellungsrichtlinien

Transparenz

Wir legen offen, wer wir sind und was wir wollen.

Wir sind uns der Tatsache bewusst, dass Ausstellungen Orte sind, an denen Machtverhältnisse produziert und reproduziert werden – alleine schon dadurch, dass wir auswählen, was ausgestellt wird und was nicht. Wir bemühen uns deshalb um größtmögliche Transparenz, beispielsweise indem wir Auswahlkriterien offenlegen.

Recht auf Selbstbestimmung

Wir verfolgen keine erzieherischen Absichten, sondern betrachten unsere Ausstellungsbesucher_innen als mündige und selbstbestimmte Wesen.

Wir achten das Selbstbestimmungsrecht jedes Menschen. Auf das Vorschreiben einer bestimmten Rezeptionsweise der Ausstellungsinhalte verzichten wir daher ebenso wie auf das Vorschreiben einer

bestimmten Blick- und Laufrichtung. Wissensgenerierung erfolgt nach unserem Verständnis auf einer individuellen Ebene in der Interaktion zwischen Rezipient_innen und Rezipiertem; eine Ausstellung mag Gedankenanstöße bieten, kann diese aber nicht erzwingen.

Umgang mit Dingen

Wir beachten Dinge mit ihrer Objektbiografie inklusive ihrer Transformationsprozesse. Objekte werden stets in einem Kontext präsentiert, der gewährleistet, diese nicht zu Zwecken der Instrumentalisierung zu missbrauchen.

Dinge können nicht sprechen. Wohl aber ihre (ehemaligen) Besitzer_innen. Wir orientieren uns deshalb an deren Aussagen über die Dinge.

Zielpublikum

Wir sind an einem möglichst breiten Zielpublikum interessiert. Wir bemühen uns deshalb sowohl um geschlechtergerechte Darstellungen, als auch um eine größtmögliche Barrierefreiheit (soweit uns die baulichen Räumlichkeiten dies erlauben), sowie um eine Sprache, die möglichst wenige Bevölkerungsgruppen Deutschlands ausschließt. Kinder sind uns ausdrücklich willkommen.

Museen und andere Ausstellungsorte sind immer noch vorwiegend bildungsbürgerliche Einrichtungen. Mit partizipativen Ansätzen versuchen wir jedoch, Dinge unterschiedlichster gesellschaftlicher Gruppierungen sowie Altersgruppen einzubeziehen.

Partizipativer Ansatz

Wir beschäftigen uns nicht mit bereits vorhandenen Objekten, sondern arbeiten mit Dingen, die wir von Menschen erhalten. Diese Dinge bilden die Basis unserer Ausstellung.

Unsere Ausstellung enthält partizipative Elemente, um unsere Besucher_innen aktiv in den Prozess der Wissensproduktion einzubeziehen.

Konstruktivistische Sichtweise

Wir sind uns bewusst, dass Dinge erst zu dem gemacht werden, als was wir sie wahrnehmen. Wir be-

trachten sie daher stets in ihrem Wechselspiel mit ihren jeweiligen Entstehungs- und Verwendungskontexten.

Museen und andere Ausstellungsorte sind traditionsreiche Institutionen, in denen sich im Lauf der Zeit bestimmte Sehgewohnheiten eingebürgert haben, die herrschende Machtverhältnisse widerspiegeln. Diese sind nicht naturgegeben, sondern menschengemacht – können also auch wieder dekonstruiert werden. Wir bemühen uns daher sowohl um eine Dekonstruktion musealer Selbstnaturalisierungsprozesse als auch um eine Dekonstruktion von Ausstellungsorten als Wahrheitsproduktionsorten.

Diskursive Arbeitsweise

Unsere Ausstellung ist ein Gemeinschaftsprodukt, das in vielen gruppeninternen Besprechungen, Diskussionen mit unseren Projektbetreuer_innen sowie Gesprächen mit externen Partner_innen entsteht.

Wir stehen während der gesamten Entstehungsphase in direktem Kontakt zur Bevölkerung. Auch nach der Eröffnung der Ausstellung betrachten wir diese nicht als fertiges Produkt, sondern bieten der Bevölkerung die Möglichkeit, weiterhin Einfluss auf die Ausstellung zu nehmen.

Zwischen Wissensvermittlung und Institutionskritik

Zur Rolle der Vermittlung

Christopher Müller

„Museen besitzen als Lernorte in einer sich schnell verändernden Welt, in der das lebenslange Lernen einen wachsenden Stellenwert einnimmt, eine besondere gesellschaftliche Bedeutung. Sie sind Wissensspeicher und Medien, zu denen die Museumspädagogik gewissermaßen die Gebrauchsanweisung liefert. Die Museumspädagogik ermöglicht den Besuchern/innen sowohl eine formelle als auch eine informelle Wissensaneignung im Museum. Sie leitet zum selbständigen Gebrauch des Museums an. Unter Berücksichtigung der konservatorischen Rahmenbedingungen unterstützt sie einen abwechslungsreichen, lebendigen und subjektiven Aneignungsprozess der kulturellen Güter.“¹ So definierte der Bundesverband Museumspädagogik e.V. im Jahre 2006 seinen Gegenstandsbereich.

In diesen Formulierungen wird deutlich, dass noch immer ein Verständnis von musealer Vermittlung verbreitet zu sein scheint, das die Reproduktion von

spezifischem Wissen in den Mittelpunkt stellt. Zwar plädiert der Bundesverband Museumspädagogik für eine größtmögliche Methodenvielfalt, den Dialog mit den Besucher_innen und den Einsatz partizipativer Elemente. Vermittlung scheint aber weiterhin eine Einbahnstraße darzustellen: Trotz Abwechslungsreichtum und lebendiger Aufmachung sind es nach wie vor die Besucher_innen, die im Akt der Vermittlung aus dem ‚Wissensspeicher‘ zu schöpfen haben. Museumspädagogik scheint aus dieser Perspektive ausschließlich ein Mittel zum Zweck zu sein – eine ‚Gebrauchsanweisung‘ zur Aneignung des erstrebten Wissens.

Doch was ist das eigentlich für ein Wissen, das uns die Institution des Museums durch ihr museumspädagogisches ‚Sprachrohr‘ vermittelt? Bereits 1992 wendete sich die Professorin für Museum Studies Eileen Hooper-Greenhill vehement gegen naturalisierende² Vorstellungen von ‚Wissen‘, das ihrer

Meinung nach stets eine soziale Konstruktion darstelle. Von zentraler Bedeutung für die Produktion von ‚Wissen‘ im Museum ist ihrer Ansicht nach der Akt der Kategorisierung, also die Ordnung von gesammelten Gegenständen in spezifische Denkmuster. Durch die damit verbundene Klassifizierung³ von Objekten erfolge eine Konstruktion von Realität. Schließlich werden hier Gegenstände, die vermeintlich Träger von Wissen sind, zu musealen Objekten gemacht – oder auch nicht.⁴ So ist zum Beispiel die museale Ordnung von Vogelpräparaten unter die übergeordnete Klasse der Wirbeltiere keine Klassifizierung, die der Tierwelt innewohnt, sondern eine menschliche Denkkonstruktion, nach der Tiere klassifiziert werden.

Der Akt der Klassifizierung oder Kategorisierung in Museen basiert demnach auf konstruiertem gesellschaftlichem oder fachspezifischem Wissen, das als gegeben betrachtet und somit von Seiten des Museums nicht kritisch hinterfragt, sondern durch die Objektauswahl und -zusammenstellung sogar reproduziert wird. Vögel *sind* dort einfach Wirbeltiere. Die Institution Museum ist für Hooper-Greenhill – in Anlehnung an den französischen Philosophen Michel Foucault – daher als wesentlicher Bestandteil des gesellschaftlichen Wissen-Macht-Komplexes zu betrachten und nicht als ‚Wissensspeicher‘⁵.

Des Weiteren macht der Kulturwissenschaftler Gottfried Korff darauf aufmerksam, dass das Museum

bereits aufgrund seiner Dreidimensionalität und der räumlichen Anordnung von Dingen ‚Wissen‘ (re)produziert: „Der Raum, und mit ihm auch der Körper, ist intensiv an der Produktion von Bedeutung beteiligt. [...] Der Körper des Betrachters ist Instrument der Ding- und Raumerfahrung und so für Wahrnehmungs- und Verstehensakte in besonderer Weise nutzbar.“⁶

Welche Konsequenzen hat dies nun für den Bereich Museums- beziehungsweise Ausstellungsvermittlung? Zweifelsohne wurde in den vergangenen 20 Jahren mit Hilfe verschiedenster Ansätze versucht, die Deutungsmacht des Museums in Bezug auf vermeintlich gesellschaftlich relevantes Wissen zu hinterfragen und damit ein kritisches Bewusstsein gegenüber der Institution zu etablieren. Ein Blick in das eingangs zitierte Positionspapier des Bundesverbandes Museumspädagogik, das freilich nicht die Auffassung aller Museumspädagog_innen in Deutschland widerspiegelt, zeigt jedoch, dass traditionelle, naturalisierende Vorstellungen von Wissen in der deutschen Museumslandschaft weiterhin diskursbestimmend sind.

Bei der Planung unseres Vermittlungsangebotes für die Ausstellung **was übrig bleibt** entschieden wir uns dafür, dieser gängigen museumspädagogischen Praxis bewusst entgegenzuwirken. Unserem Verständnis nach soll Vermittlung in der Ausstellung genau das Gegenteil bewirken: Statt die Prozesse der

Wissensproduktion zu verschleiern, wollen wir diese in unserer Ausstellung sichtbar machen. Dadurch erhoffen wir uns eine produktive Irritation der Besucher_innen, die eine kritische Reflexion der gängigen musealen Wissensproduktion ermöglicht. Das übergeordnete Ziel unserer Vermittlungskonzeption besteht demzufolge darin, die Besucher_innen dazu zu befähigen, Ausstellungen kritisch-reflexiv wahrzunehmen.

Diese zentralen Aspekte unserer Vorstellung von Vermittlung sind in unserer Ausstellungskonzeption als Teil unserer ethischen Richtlinien verankert. Darin machen wir deutlich, dass wir keine erzieherischen Absichten verfolgen, sondern unsere Ausstellungsbesucher_innen als mündige und selbstbestimmte Wesen betrachten. Wir betonen zudem, dass wir das Selbstbestimmungsrecht jedes Menschen unter anderem dadurch achten, dass wir darauf verzichten, eine bestimmte Wahrnehmungsweise der Ausstellungsinhalte vorzuschreiben.

Vermittlung verstehen wir also nicht als eine rein personelle Praxis, sondern als einen Prozess, der verschiedenste Aspekte der Ausstellung durchdringt. So sind zum Beispiel räumliche Arrangements keinesfalls von der Praxis der Wissensproduktion zu trennen. Vor diesem Hintergrund muss auch das inhaltliche Konzept unserer Ausstellung gelesen werden. Die Bildung der Kategorien nach denen sich unsere Ausstellung gliedert, erfolgte nicht anhand

vermeintlich objektiver wissenschaftlicher ‚Fakten‘, sondern resultierte aus subjektiven Beobachtungen und Gesprächen auf verschiedenen Flohmärkten sowie unseren persönlichen Assoziationen dazu. Damit wollen wir zum einen aufzeigen, dass Wissen nicht nur in der Sphäre der Wissenschaften und Museen, sondern auch in alltäglichen Bereichen geschaffen wird. Wir wollen aber insbesondere zu bedenken geben, dass diese Art der Wissensproduktion keinesfalls losgelöst von den Vorstellungen der Ausstellungsmacher_innen erfolgt. Vielmehr stellen die Kategorien letztendlich unsere Interpretation der Flohmarktobjekte und ihrer Geschichten dar.

Dasselbe gilt auch für die vielen Gegenstände, die wir in Folge eines öffentlichen Aufrufs zur ‚Spende‘⁷ von Objekten samt ihrer Geschichten erhielten. Selbstverständlich gaben wir damit den partizipierenden Personen die Möglichkeit, die Ausstellung mit ihren übriggebliebenen Gegenständen mitzugestalten und auch unsere Interpretation der Ausstellungskategorien permanent zu beeinflussen. Dennoch ordneten stets wir die Objekte und ihre dazugehörigen Geschichten in Kategorien ein. Da viele Objektgeschichten die Möglichkeit boten, den entsprechenden Gegenstand in unterschiedlichen Ausstellungsbereichen zu platzieren, mussten wir konkrete Entscheidungen treffen, in welcher Kategorie von ÜBRIG der jeweilige Gegenstand ausgestellt wird.

Und genau hierin besteht ein wesentliches Ziel unserer Ausstellungsvermittlung und somit auch unserer Ausstellung: Wir wollen uns als Ausstellungsmacher_innen implizit aber auch explizit (zum Beispiel bei personellen Vermittlungsaktionen wie Führungen) zur Diskussion stellen. Denn schließlich stellen Ausstellungen gemäß den Historikerinnen Roswitha Muttenthaler und Regina Wonisch immer autoritative Sprechakte dar, die jedoch nur selten als solche kenntlich sind.⁸ Die Transparenz musealer Deutungshoheit soll sich daher in sämtlichen Bereichen unserer Ausstellung widerspiegeln: Im räumlichen Arrangement, indem wir durch die bewusste Verwendung von Überschneidungen zwischen den Ausstellungskategorien auf deren Unvollkommenheit und unsere kategoriale Subjektivität hinweisen. Bei den Ausstellungstexten, in denen wir sowohl in Kategorie- als auch in Thementexten stets offenlegen, dass diese Kategorien und Themenfelder unsere Interpretation der Welt darstellen. Und natürlich im Bereich der personellen Vermittlung, in dem mit der gängigen Praxis der Wissens(re)produktion gebrochen werden soll.

Da jedwede Form von Ausstellung einen Sprechakt darstellt, müssen letztlich auch wir uns den Vorwurf gefallen lassen, ‚Wissen‘ zu konstruieren, das durch die räumliche Präsentation als ‚wahr‘ beziehungsweise ‚natürlich‘ rezipiert werden kann. Wir sehen jedoch in der bewussten Anregung zur Dekonstruk-

tion dieser Naturalisierungsprozesse eine Möglichkeit zu einer Institutionskritik am Museum, die frei ist von einem erhobenen pädagogischen Zeigefinger. Stattdessen bietet sie einen Ort, an dem unsere Tätigkeit als (angehende) Ausstellungsmacher_innen genauso wie die Rezeption dieser Arbeit kritisch diskutiert werden kann.

¹ Bundesverband Museumspädagogik e.V. (2006): Positionspapier Museumspädagogik. Stellungnahme des Bundesverbandes Museumspädagogik e.V. <http://www.museumspaedagogik.org/PospapierMuseumspaed06.pdf> (Zugriff: 31.01.2013).

² Darunter soll in diesem Zusammenhang verstanden werden, dass Dingen menschliche Denkkordnungen als ‚natürlich‘ zugesprochen werden. Durch Prozesse der Naturalisierung wird somit der Konstruktcharakter verschiedenster Begriffe und Denkkordnungen (von Geschlechterordnungen über nationale Grenzen bis hin zu ökonomischen ‚Gesetzen‘) verschleiert.

³ Die Einteilung von Objekten in (hierarchisch) geordnete Klassen. Eine klare Abgrenzung zum Begriff der Kategorisierung ist schwer möglich.

⁴ Hooper-Greenhill, Eileen (1992): *Museums and the Shaping of Knowledge*, London, Routledge, S. 4ff.

⁵ Ebd..

⁶ Korff, Gottfried (2005): Betörung durch Reflexion. Sechs um Exkurse ergänzte Bemerkungen zur epistemischen Anordnung von Dingen, in: Lutz, Petra; te Heesen, Anke (Hrsg.): *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort*, Köln, Böhlau, S. 103.

⁷ Bei nahezu allen Objekten handelt es sich um Leihgaben.

⁸ Muttenthaler, Roswitha; Wonisch, Regina (2006): *Gesten des Zeigens. Zur Repräsentation von Gender und Race in Ausstellungen*, Bielefeld, transcript, S. 39f.

Vermittlungs- und Rahmenprogramm

Mi, 20.03., 20 Uhr, Polyester, 3 € Eintritt

Poetry Slam: Slamprodukt XXIII. was übrig bleibt

Thematisch passend zu unserer Ausstellung gibt es einen Themen-Slam **was übrig bleibt**. In der Vorrunde nehmen die kreativen Köpfe der Slam-Poeten unser Ausstellungsthema auseinander.

Sa, 23.03., ab 14 Uhr

Ausstellen selber machen

Ihr Objekt fehlt noch? Bringen Sie es mit und erweitern Sie damit unsere Ausstellung. Überlegen Sie gemeinsam mit uns, an welche Stelle es am besten passt. Sie haben die Möglichkeit, selbst über die Inszenierung des Objekts zu entscheiden. Schreiben Sie einen Objekttext oder entwickeln sie eine kleine Hörstation.

Natürlich sehen wir Ihr Objekt als Leihgabe an, die Sie nach der Ausstellung zurückbekommen.

Der Workshop soll dazu dienen, einen Einblick in das

inhaltliche und gestalterische Konzept der Ausstellung zu bekommen und dieses zu erweitern. Das Angebot richtet sich sowohl an Jugendliche als auch an Erwachsene, die sich mit kreativen Ideen an unserer Ausstellung beteiligen wollen.

So, 24.03., ab 14 Uhr

Übrig gegen übrig

Ein Tauschnachmittag, bei dem nicht nur übrige Objekte getauscht werden, sondern auch deren Geschichten. Im gemeinsamen Gespräch soll herausgefunden werden, was hinter den Objekten steckt. Warum sind sie übrig? Waren sie das schon immer? Welche Lebensstadien haben die Objekte bereits hinter sich gebracht? Eingeladen sind dazu alle großen und kleinen Personen, die ein übriges Objekt entbehren können und sich mit anderen Menschen über Dinge und deren Geschichten austauschen möchten.

Mo, 25.03., 17 Uhr

Was Dinge erzählen – Menschen und Dinge im Gespräch

Welche Geschichte gehört zu welchem Objekt und was erzählen die Spuren an einem Ding über seine bisherige Lebenszeit? In einer dialogischen Führung soll anhand einzelner Objekte herausgefunden werden, inwiefern Dinge eine eigene Biografie haben und was dazu führte, dass sie nun übrig sind.

Di, 26.03., 18 Uhr

(Ent-)Führung – zum (Un-)Sinn des Übrigen

In dieser alternativen Führung werden die Ausstellung, deren Macher_innen sowie Objekte in Frage gestellt. Die Besucher_innen greifen in die Ausstellung ein, indem sie ein Objekt ihrer Wahl ‚entführen‘, dieses in einen anderen Kontext stellen und damit über den Sinn oder Unsinn von übrigen Objekten reflektieren.

Mi, 27.03., 17 Uhr

Die Ausstellung in drei Objekten – eine Führung

In der Vermittlungsaktion „Die Ausstellung in drei Objekten – eine Führung“ lernen Besucher_innen die Vielfalt des Begriffes übrig anhand ausgewählter Objekte kennen. Die Geschichten der drei Objekte veranschaulichen die Kategorien dessen, was übrig bleibt und zeigen gleichzeitig die Begrenztheit des Begriffes.

Sa, 30.03., 14 Uhr

Für den Fall der Fälle – eine Themenführung

Wer kennt das nicht: Längst entbehrliche Dinge, wie die Vorgängerbrille, alte Schrauben oder ein altbackenes Teeservice, werden aufgehoben, weil sie doch zu schade zum Wegwerfen sind. Aber auch neue Kleidung ist im Fundus des Entbehrlichen zu finden. All diese Dinge werden aufbewahrt für den Fall der Fälle, dass man sie noch einmal benutzt. Sie verstauben (häufig) auf Dachböden oder in Kellern. Wir vermuten unter der dicken Staubschicht die Gründe, verpackt in spannende Geschichten, warum wir uns nicht von solchen Dingen trennen können.

So, 31.03., 17 Uhr

Von Nachlässen und Nachlesen – eine Themenführung

In dieser Führung soll der Frage nachgegangen werden, was mit den Dingen passiert, die von Menschen übriggeblieben sind, sei es zum Beispiel nach Umzügen oder Todesfällen. Welche Funktionen werden den Gegenständen nun zugesprochen? Und wer bestimmt, was mit diesen Dingen passiert?

Mo, 01.04., ab 14 Uhr

Der Osterhase hatte noch was übrig – ein Familiennachmittag zum Suchen und Nachdenken

Nachdem wir die Ausstellung nach Überbleibseln des Osterhasen durchkämmt haben, wollen wir ge-

meinsam überlegen, was mit den nicht-verkauften Schokoladenhasen passiert. Wo kommen Dinge hin, die zu viel sind? Wie stehe ich zu meinen eigenen übrigen Dingen?

Di, 02.04., 18 Uhr

Filmabend in der Ausstellung

Zwei kleine Rätsel: Welche Filme könnten das sein? Erstes Rätsel: Öffentlich-rechtlich ist das Werk, doch sind die Protagonisten längst über'n Berg. Im November 2012 thematisiert, ist es nun beim Filmabend platziert.

Zweites Rätsel: Elijah geht auf abenteuerliche Wanderschaft für seine große Sammlerleidenschaft. Von Amerika bis zur Ukraine muss er ziehen, um seine große Erleuchtung zu erzielen.

Können Sie die Rätsel lösen? Wenn nicht, bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als vorbeizukommen und sich überraschen zu lassen.

Fr, 05.04., 18 Uhr

Vortrag und Gespräch: Entscheidungssache? – Warum Dinge übrig bleiben

Herr Prof. Dr. Steinwascher vom Staatsarchiv in Oldenburg und Herr Prof. Dr. Holbach vom Institut für Geschichte der Carl von Ossietzky Universität werden sich aus ihrer Profession heraus mit dem Übriglassen von Dingen beschäftigen. Sind es nüchterne Aspekte oder emotionale Entscheidungen? Sie sind

herzlich eingeladen mitzudiskutieren.

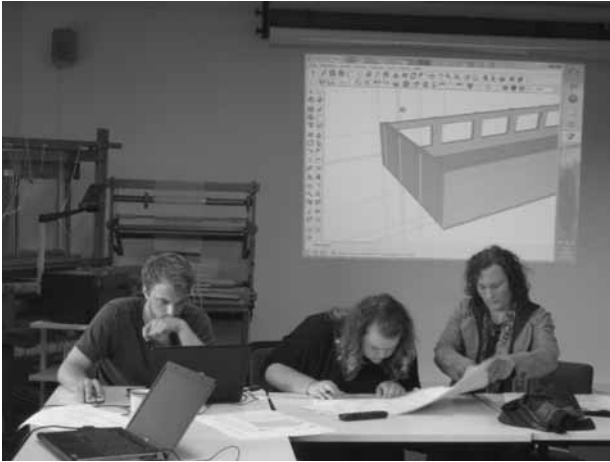
Sa, 06.04., 17 Uhr

Wer bietet mehr? Die Objekte verlassen ihren ÜBRIG-Status

Die Ausstellung ist vorbei. Was passiert nun mit den Objekten, die nicht als Leihgaben in unsere Ausstellung kamen? – Abermals übrig! Eine alte Holzeisenbahn, ein Schellenring oder ein Straßenschild – alle übrig und ohne Besitzer_in. Das können Sie ändern. Geben Sie den Objekten eine neue biografische Station.

Die Führungen sind alle kostenfrei und dauern maximal eine Stunde. Zusätzlich bieten wir gerne Führungen auf Nachfrage und auf Englisch an.

Die Workshops und Aktionen sind ebenfalls alle kostenfrei. Ihre Dauer ist abhängig von der Anzahl der Teilnehmer_innen und beläuft sich auf etwa einhalb bis zwei Stunden.



Warum bleibt eigentlich dieses übrig und nicht jenes?

Bemerkungen zu einem Stichwort Roland Barthes'

Gero Heschl

I.

Das schon leicht vergilbte Erinnerungsfoto von Bekannten oder Verstorbenen, die kleinen Muscheln vom Strandurlaub, das Abschlusszeugnis: Erinnerungsstücke, Beweise, dass etwas so war und nicht anders, vielleicht gar *Memento mori*, die uns also unsere eigene Sterblichkeit oder die Unwiederholbarkeit einer Erfahrung offenbaren, oder doch nur schlicht Dinge, die etwas bedeuten? Dinge, die von etwas oder jemandem übrig bleiben, vielleicht von einem ganzen Leben zeugen, einem abgeschlossenen Lebensabschnitt oder einer besonderen Erfahrung. Insbesondere Fotografien repräsentieren dem Alltagsverständnis entsprechend etwas Vergangenes und vergegenwärtigen es erneut für uns: Diese Dinge holen etwas aus der Vergangenheit in unsere Gegenwart hinein. Und dennoch beschleicht uns häufig das Gefühl, dass das doch nicht alles ist. Der oder die Verstorbene ist mehr als nur dieses und je-

nes Foto, es bleibt doch irgendwie mehr von einem Menschen oder einem Studium übrig als dieses Zeugnis, diese Urkunde – mehr als alle Dinge, die ein Leben begleiteten. Und *trotz allem* bleiben nur diese Dinge und wir sind auf sie angewiesen. Warum? Sind es Erinnerungsstücke, Zeichen, materialisierte Erfahrungen, Beweise, dass etwas so gewesen ist? Diesen Fragen soll hier nicht weiter nachgegangen werden, sondern der Frage, warum eigentlich dieses Ding übrig bleibt und nicht ein anderes.

II.

Der französische Philosoph Roland Barthes (1915-1980) geht dieser Frage in seinem letzten noch zu Lebzeiten veröffentlichten Werk *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*¹ nach. Nach dem Tod seiner geliebten Mutter blättert Barthes alle Fotografien, die er von ihr finden konnte in umgekehrter Chronologie durch und verharrt letztlich bei einer

Dieses Foto zeigt seine Mutter als kleines Mädchen an die Wand eines Wintergartens gelehnt. Warum trifft Barthes dieses Foto so, dass er ausgerechnet auf diesem mehr sieht als nur ‚die-Mutter-als-kleines-Mädchen-in-einem-Wintergarten‘? Gerade diese alte, verblasste Fotografie (re-)präsentiert für Roland Barthes die Mutter so wie sie war. Dieses Foto bleibt von einem besonderen Menschen, bezeugt ihn und berichtet „etwas über *das, was gewesen ist*“². Es ist nicht schlicht eine *Kopie*, sondern „eine Emanation des *vergangenen Wirklichen*“³, das heißt ein Überquellen des Vergangenen ins Jetzt hinein, wodurch eine Art von Teilhabe ermöglicht wird. Dies widerspricht zunächst unserem alltäglichen Umgang mit Fotografien und (Ab-)Bildern überhaupt. Und doch weist dieses Verständnis des fotografischen Bildes Roland Barthes‘ einen Weg zum Verständnis dessen, warum gerade dieses übrig bleibt und nicht eben etwas anderes. Nehmen wir Barthes‘ Bemerkungen zur Fotografie als ein Stichwort und versuchen wir es im Folgenden auch jenseits von Fotografie und Bild fruchtbar zu machen.

III.

In *Die helle Kammer* entwickelt Roland Barthes in der Reflexion seiner Erfahrung mit der Fotografie seiner Mutter das Begriffspaar *studium/punctum*. Der methodisch-theoretische Ausgangspunkt seiner Bemerkungen ist eine von der strukturalen Analyse

aufgeklärte Phänomenologie; hier finden sich Überschneidungen zu Walter Benjamins Kunstverkaufsatz⁴ und seiner *Kleinen Geschichte der Photographie*⁵. Diese Überschneidungen (aber auch Differenzen) sollen hier nur beiläufig erwähnt werden. Es ist jedoch festzuhalten, dass Barthes‘ Begriff des *punctums* eng verwandt ist mit dem von Benjamin untersuchten Phänomen der *Aura*⁶. Diese Verwandtschaft soll lediglich angeführt sein, um Ansatzpunkte für eine über die Fotografie hinausgehende Fruchtbarmachung von Barthes‘ Bemerkungen aufzuzeigen, insbesondere auch für Bereiche musealer Erfahrungen, wie sie sich in der Rezeptionsgeschichte von Benjamins *Aura* zeigten.

Studium/punctum: Ausgehend von und anhand einzelner Dinge (Fotografien) untersucht Roland Barthes in seinem letzten Werk, was dazu führt, dass gerade diese Dinge und nicht andere übrig bleiben; warum manche mehr sind als nur ein Bezeugen, dass etwas gewesen ist, jetzt nicht mehr ist und dennoch etwas, das jedes naive lineare Verständnis von Zeitlichkeit durchquert, davon übrig bleibt. Dies führt zu einer eigentümlichen Verschränkung von Wirklichkeit und Vergangenheit.

Bei der Betrachtung von Fotografien – die hier exemplarisch für Erinnerungsstücke stehen, die von einer Erfahrung übrig bleiben – wird das, was Barthes mit seinem Begriffspaar *studium/punctum* meint, für uns erfahrbar. Einerseits finden wir in den Dingen

einen entzifferbaren Code, die Lektüre einer konnotierten Botschaft, die „durch das vernunftbegabte Relais einer moralischen und politischen Kultur gefiltert“⁷ wird. Dies bezeichnet Barthes als *studium*. Wir gehen durch ein Museum und können sagen: ‚Ja, dies ist ein Erinnerungsfoto, es zeigt Roland Barthes‘ Mutter als kleines Mädchen im Kostüm der damaligen Zeit, und dies hier, das sind Muscheln, die jemand aus seinem Urlaub mitbrachte‘. Wir können etwas in den Dingen erkennen, etwas an ihnen ‚studieren‘, vielleicht etwas über die gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen, die sich beispielsweise in der Kleidung widerspiegeln, lernen. Und alle, die in der Lage sind, die Codes in gleicher Weise wie wir zu entziffern, werden uns zustimmen oder auch nicht – doch darüber lässt sich reden, darüber kann man sich verständigen, es kann zum Bestandteil eines Diskurses werden. Das *studium* umreißt eine aktive Bewegung, die vom Subjekt ausgeht. Andererseits (*punctum*) kann diese Bewegung von einem affektiven Widerfahrnis⁸ durchkreuzt werden, einer blitzartigen Bewegung, die vom betrachteten Gegenstand ausgeht und die Blickrichtung umkehrt: Das „Element [Detail] selbst schießt wie ein Pfeil aus seinem Zusammenhang hervor, um mich zu durchbohren“⁹. Das *punctum*, das besondere Detail, das mich trifft, *punktiert*, „das, was mich besticht“¹⁰, zeigt die Singularität des Gewesenen auf: „Jedes Mal bleibt aber etwas übrig, das sich nicht benennen lässt, das sich

keiner diskursiven Festlegung fügt“¹¹. Das *punctum* ist der schwarze Fleck, der leere Punkt, der nicht benennbar ist und der doch etwas von anderem unterscheidet, und mir etwas bedeutet, der etwas *zeigen* kann: „Ein Detail bestimmt plötzlich meine ganze Lektüre; mein Interesse wandelt sich mit Vehemenz, blitzartig. Durch das Merkmal von *etwas* ist die Photographie nicht mehr *irgendeine*“¹². Deshalb bleibt diese übrig und nicht jene. Die einfache kontradiktorische Alternative von Präsenz und Absenz wird unterlaufen.¹³

IV.

Sind wir in der Ausstellung auf die Aussagen der Objektgeber_innen angewiesen, die uns die Dinge vielleicht plötzlich ganz anders betrachten lassen? „Häufig ist das *punctum* ein ‚Detail‘ [...]. Beispiele für das *punctum* anzuführen bedeutet daher in gewisser Weise, *sich preiszugeben*“¹⁴. Die ausgestellten Dinge können als Objekte betrachtet werden, als das, was sie sind. Man kann sie jedoch auch als Dinge *von* Menschen sehen, als Dinge, die Menschen gehören oder gehört haben. Betrachten wir sie so, dann zeigen sie sich uns als etwas, das mehr ist als bloß es selbst, mehr als nur das, was es schlicht als Gegenstand ist. Sie verweisen uns *auf* Menschen. Dabei helfen uns die Beschreibungen und Begleittexte, besonders die Interviews der (ehemaligen) Besitzer_innen, denn dort verraten

sie uns vielleicht, *warum* ihnen diese Dinge etwas bedeuten, warum gerade sie übrig bleiben. Die Besitzer_innen berichten von ihren übrig gebliebenen Dingen und geben zugleich etwas *von sich* preis. Ihr besonderes *punctum* versuchen sie für uns in ein *studium* zu überführen: Übrig bleiben nicht nur Dinge, die nicht mehr gebraucht werden und überflüssig sind oder Dinge, die von jemandem oder etwas übrig gelassen werden, ihn oder es überdauern; übrig bleiben auch Erinnerungen und Erfahrungen. Aus Erinnerungen und Vergangenen werden Texte neben einer Vitrine oder an der Wand. Sie können uns dabei helfen, die Dinge zu studieren und uns zeigen, warum sie sich nun in dieser Ausstellung befinden. Das ist das *studium*. Wir erfahren, warum etwas nicht mehr gebraucht wird, was von wem warum übrig bleibt. Doch vielleicht – aber mit Sicherheit nicht bei jedem der ausgestellten Gegenstände und Begleittexte – entdecken wir ein Detail, ein *punctum*, wo auch immer es sich befinden mag. Dann macht etwas auf sich aufmerksam, trifft uns unvorbereitet und widerfährt uns plötzlich: wird unser *punctum*. Dann können wir *erfahren*, warum eben dieses Ding übrig blieb und nicht ein anderes. Wenn dies nicht geschieht, wenn sich die Blickrichtung nicht umkehrt und die Dinge *uns* gewissermaßen anblicken, dann wenden wir uns dem *studium* zu und wir können immer noch etwas *verstehen*, auch wenn wir es vielleicht nicht *nachvollziehen*. *Studium* und *punc-*

tum befinden sich nebeneinander, überkreuzen sich dennoch und sind ineinander verwoben, sie zeigen uns Unterschiedliches.

V.

Natürlich kann man behaupten, dass dies nur auf (Erinnerungs-)Fotografien zutreffen mag und nicht auf andere Dinge, die übrig bleiben. Nur ersteres war schließlich der Anspruch Roland Barthes' in *Die helle Kammer*: Es sind seine *Bemerkungen zur Fotografie*; so der Untertitel. Barthes' *Bemerkungen zum studium/punctum* auf anderes als Fotografien anzuwenden mag Eklektizismus sein, doch sie können auch als *Stichworte* dienen, die uns auf etwas aufmerksam machen, das wir nicht fassen und benennen können; eben „das, was mich besticht“¹⁵. Denn es lässt sich schwerlich leugnen, dass uns die ausgestellten Objekte etwas zu verstehen geben können, das wir nicht sofort in Begriffe fassen und uns aneignen, in einen Diskurs einfügen und uns so davon entledigen können. Das, was übrig bleibt von etwas, weil es etwas bedeutet, oder auch übrig ist, weil es überflüssig ist und eben nichts mehr bedeutet, aber auch gerade das, was *uns* treffen kann, weil es eine_n *andere_n* traf, das kann uns die Ausstellung *zeigen*.

¹ Barthes, Roland (1989): Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie. Frankfurt/Main, Suhrkamp.

² Ebd., S. 95.

³ Ebd., S. 99.

⁴ Benjamin, Walter (1963a): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: Ders.: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie, Frankfurt/Main, Suhrkamp, S. 7-44.

⁵ Ders. (1963b): Kleine Geschichte der Photographie. In: Ders.: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zu Kunstsoziologie, Frankfurt/Main, Suhrkamp, S. 45-64.

⁶ Benjamin definiert die Aura im Gegensatz zur Spur: „Spur und Aura. Die Spur ist Erscheinung einer Nähe, so fern das sein mag, was sie hinterließ. Die Aura ist Erscheinung einer Ferne, so nah das sein mag, was sie hervorruft. In der Spur werden wir der Sache habhaft; in der Aura bemächtigt sie sich unser.“ Ders. (1983): Das Passagen-Werk. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Band V, Frankfurt/Main, Suhrkamp, S. 560.

⁷ Ebd., S. 35.

⁸ Zum Begriff ‚Widerfahrnis‘ vgl. Art.: Widerfahrnis, in.: Ritter, Joachim u.a. (Hg.) (2005): Hist. Wörterbuch d. Philosophie. Basel, Schwabe, Bd. 12, S. 678-680.

⁹ Ebd., S. 35.

¹⁰ Ebd., S. 52.

¹¹ Arndtz, Florian (2010): Über Fotografie schreiben. Vilém Flusser, Roland Barthes, Jaques Derrida. In: Flusser Studies 10, o.O., S. 11.

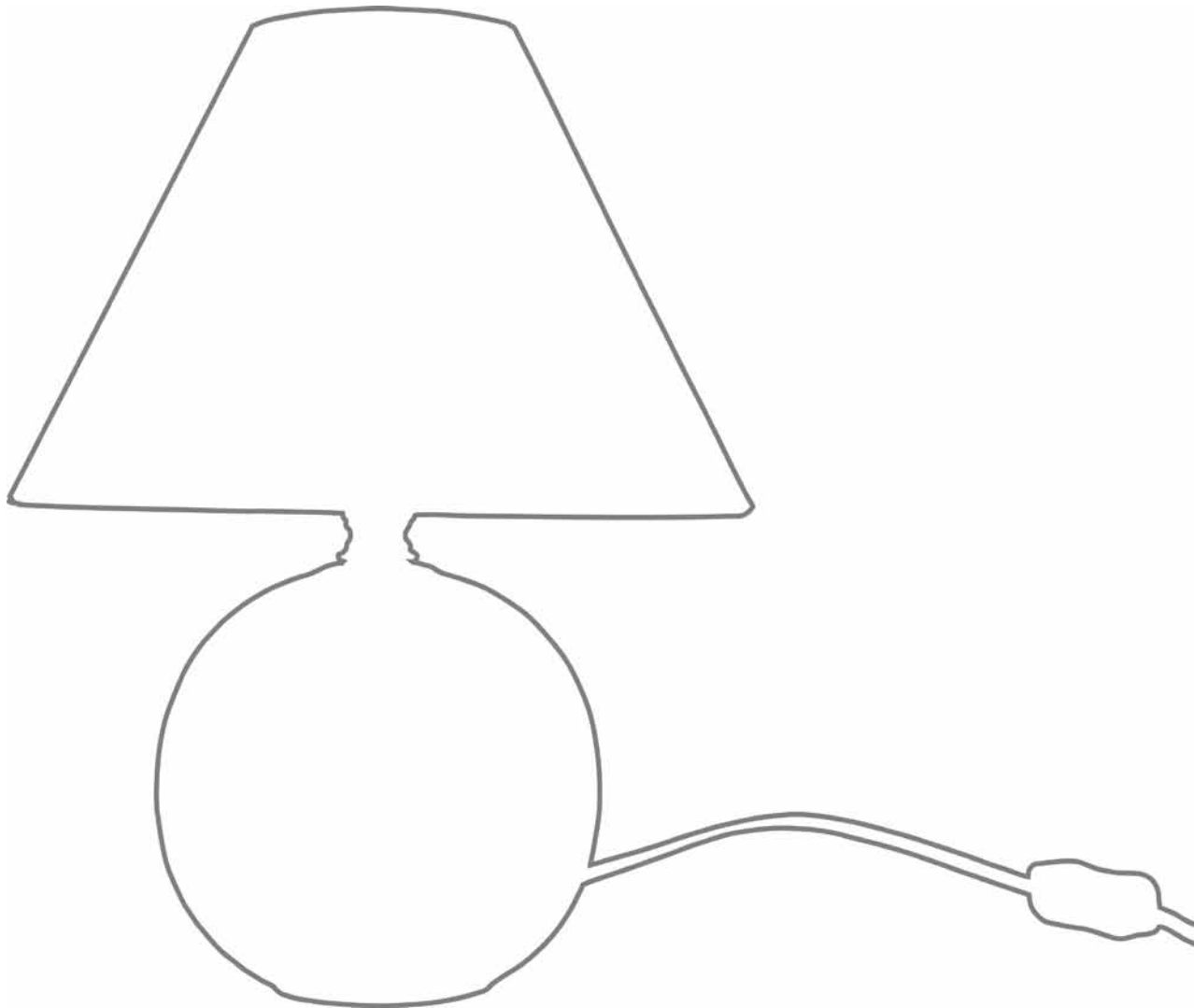
¹² Barthes, S. 59.

¹³ Barthes macht in diesem Zusammenhang auch auf die eigentümliche zeitliche Struktur des punctums aufmerksam: „Im Jahre 1865 versuchte der junge Lewis Payne den amerikanischen Außenminister W.H. Seward zu ermorden. Alexander Gardner hat ihn in seiner Zelle photographiert; er wartet auf den Henker. Das Photo ist schön, schön auch der Bursche: das ist das studium. Das punctum aber ist dies: er wird sterben. Ich lese gleichzeitig: das wird sein und das ist gewesen; mit Schrecken gewahre ich eine vollendete Zukunft, deren Einsatz der Tod ist. Indem die Photographie mir die vollendete Vergangenheit der Pose (den Aorist) darbietet, setzt sie für mich den Tod in die Zukunft. Was mich be-

sticht, ist die Entdeckung dieser Gleichwertigkeit.“ Ebd., S. 106.

¹⁴ Ebd., S. 53.

¹⁵ Ebd., S. 52.



Spieglein, Spieglein...

Oder ein Rundgang durch die Ausstellung mit Sartre

Falko Huth¹

Bin ich schön? Bin ich gebildet? Wer bin ich eigentlich? Bevor wir unseren Rundgang beginnen, wollen wir eine kleine Meditationsübung machen und uns ein wenig mit diesen Fragen beschäftigen, die wir alle kennen. Dabei lassen wir unsere Gedanken frei kreisen und schauen, an welchem Ende wir ankommen.

Wir alle kennen noch die Geschichte des jungen Mannes, der so wunderschön war, dass er sich in sein eigenes Spiegelbild verliebte, als er es auf einer Wasseroberfläche erblickte. Die Legende von Narziss erfuhrt mit der Zeit einige Variationen, aber sein Schicksal blieb stets der eigene Tod aus unerfüllbarer Eigenliebe. Im populären Sprachgebrauch ist der Begriff *Narzissismus* daher mit einem mahnenden Unterton versehen. In der Antike und auch noch später im Mittelalter wurde die übersteigerte Liebe zum eigenen Selbst mit den Topoi *Hybris* und *Vanitas* verknüpft. Die *Hybris* findet man oft in den

antiken Mythen, in denen sich der Held den Anweisungen der Götter widersetzt, um eine verzehrende Gier zu stillen. Narziss erliegt der eigenen Schönheit, an der er sich nicht satt sehen kann, und schlussendlich zugrunde geht. Mit seinem Körper vergeht auch Narziss' Schönheit. Von ihr bleibt nur die Überlieferung der antiken Berichterstatter. Genau darin finden wir auch den Aspekt der *Vanitas*, nämlich das Bewusstsein über die Vergänglichkeit aller irdischen Materie. Als emphatische_r Leser_in wünscht man sich, Narziss hätte über genügend Demut verfügt. Dann wäre ihm klar geworden, dass seine Schönheit verwelken wird.

Im zeitgenössischen Diskurs gerinnt die Legende in psychopathologischen (also wissenschaftlichen) Begriffen. Wir sprechen heute von *Narzissismus*, wenn jemand Probleme mit dem eigenen Selbstbewusstsein hat (ein verzerrtes Bild von der eigenen Person). Nach außen hin wirken diese Leute sehr

eitel und selbstsicher, nach innen fühlen sie sich leer und mangelbehaftet. Ein Zweig der modernen Kulturkritik bedient sich in ihren Diagnosen einer, mal mehr mal weniger geglückten, Analogiebildung zwischen Individuum und Gesellschaft. In der Legende erleidet Narziss ein individuelles Schicksal. Das heißt, seine eigenen Handlungen führen zu seinem eigenen Untergang. In der Sozialpsychologie werden die gesamtgesellschaftlichen Handlungen als Begründung für gesellschaftliche Entwicklungen gesehen. Dabei wird davon ausgegangen, dass es eine Art Kollektivbewusstsein gibt, das eine eigene Sicht auf sich selbst entwickelt hat. Diese Sicht sei wiederum narzisstisch geprägt.

Zum Beispiel wird ein angeblich entgleisender Kapitalismus mit Symptomen einer kollektiven narzisstischen Persönlichkeitsstörung der abendländischen Kollektivmentalität in kausale Beziehung gesetzt. Als Beispiele werden gerne Phänomene des Auswuchses zitiert. Im illustren Sammelsurium findet sich unter anderem das allgegenwärtige Trommelfeuer der hochglänzenden Werbeversprechen (Sucht nach Konsum), die fatalen Auswüchse des industriellen Energiebedarfs (rücksichtslose Umweltzerstörung), die Sensationssucht der Massenmedien (Überhöhung von banalen Ereignissen), die hyperrealistische Pornografie (unendliche Lustbefriedigung) und so weiter. Eines ist hier immanent, nämlich die Gier nach grenzenloser Anhäufung materieller Güter als

allgemeine Triebfeder des Handelns.

Der Soziologe Emile Durkheim hat diesen Entwicklungen einen Namen gegeben, nämlich Anomie. Aber was ist das jetzt genau? Stellen wir uns vor, unsere Lebensaufgabe sei es, die Unendlichkeit zu durchwandern. Ganz egal wie alt wir werden, wären wir am Ende unseres Lebens unserem Ziel auch nur ein Stück näher gekommen? Die Antwort lautet nein! Denn die Unendlichkeit ist grenzenlos, hat keinen Anfang und kein Ende. Übertragen wir diesen abstrakten Gedanken nun auf konkrete Lebensverhältnisse. Nehmen wir beispielsweise an, wir verfügen über ein wenig Kapital und es besteht die Möglichkeit es zu verdoppeln. Wir nehmen die Möglichkeit wahr und sind nun reicher. Wir merken aber, dass es vielleicht noch mehr Möglichkeiten gibt, unser Kapital weiter zu vermehren, und wir sind gewillt, alle diese Möglichkeiten auszuschöpfen. Unser Ziel ist es nun, so viel Kapital wie möglich anzuhäufen. Weil wir fleißig sind, über Begabungen verfügen und Glück haben, werden wir immer reicher und reicher. Aber irgendwann bekommen wir eine Ahnung davon, dass wir unserem Ziel nicht näher gekommen sind. Mit jedem Zugewinn eröffnen sich mannigfaltige Möglichkeiten zur weiteren Vermehrung unseres ursprünglich kleinen Kapitals. Längst sind wir rastlos geworden, gönnen uns kaum noch Ruhe und schlafen kaum. Unsere Gedanken kreisen zunehmend nur noch darum, keine Möglichkeit zu versäumen, unser

Kapital zu mehren. Wie Narziss, der niemals genug hat vom eigenen Spiegelbild, bekommen wir niemals genug von den Möglichkeiten der Vermehrung unserer Besitztümer.

Das Problem liegt in der Grenzenlosigkeit unserer Zielsetzung. Wie der Wanderer, der die Unendlichkeit durchschreiten möchte, werden wir niemals an unser Ziel gelangen. Nehmen wir aber einmal an, wir hätten es bewerkstelligt, alles verfügbare Kapital in unseren Besitz zu bringen. Dann hätten wir alles und der Rest der Menschheit nichts. Die Folge wäre in letzter Konsequenz der Tod der Gesellschaft, denn die Entfremdung zwischen uns, den Besitzenden, und dem Rest, den Besitzlosen, wäre maximal. Und darin liegen sowohl Hybris als auch Vanitas unserer Epoche, so die kulturpessimistische These.

Was haben wir also bislang in unserer Meditation erreicht? Ausgehend von der Legende des Narziss und dessen historischer Deutung, sind wir vorgedrungen zu zeitgenössischen Interpretationsmöglichkeiten. Was bringt uns nun dieser Schwenk?

Der Akt der Entzauberung des mythologischen Narzissmus ist dekonstruktiv, das heißt er gebiert Erkenntnisgewinn und Erkenntnisverlust zugleich, bringt Enthüllung und Verschleierung gleichermaßen mit sich, stiftet Verwirrung so wie er an Klarheit zu gewinnen verspricht. Im Klartext gesprochen: wir haben ein analytisches Verständnis für die psycho-

dynamischen Motive (Maßlosigkeit) unserer Produktionsgesellschaft gewonnen und ein bestimmtes Problembewusstsein dazu entwickelt (Anomie). Uns ist klar geworden, dass unser Konsumverhalten in erheblichem Maße selbstzerstörerischen Charakter hat. Besonders augenscheinlich wird dies beispielsweise in der rasant voranschreitenden Umweltzerstörung.

Allerdings haben wir darüber die allgemein verständliche moralisch-symbolische Ebene der konkreten Objekte verloren. Sie dient in akademischen Diskussionen zur Theoriebildung. Der direkte Bezug im Alltag der Menschen ist aber eher schwach. Ehemals wurde diese Ebene durch die Kirche vermittelt. Besitz war keine Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber, wie es heute aus dem Grundgesetz hervorgeht, sondern eine moralische Verpflichtung gegenüber dem göttlichen Jenseits. Wer in das Paradies einziehen wollte, tat gut daran, sich an die Dogmen der Kirche zu halten. Der Lohn war ewiges Leben an der Seite Gottes und die Strafe ein qualvolles Dasein im Fegefeuer der Hölle. Und viele einzelne Objekte waren mit metaphorischer Bedeutung versehen: Die Perle als Symbol für Tugendhaftigkeit und Reinheit (und somit auch als Symbol für Christus), die Kerze als Symbol für Materie und Geist, zerbrochenes Geschirr als Symbol für die Verletzlichkeit und Sterblichkeit des Menschen et cetera. Heute sind wir, wie gesagt, weitgehend frei von solchen

Vorstellungen. Jede_r einzelne ist bezüglich seines Konsum- und Besitzverhaltens zu seiner eigenen und ausschließlichen autoritären Instanz geworden. Grenzen des Besitzes werden durch die finanziellen Gegebenheiten gesetzt und nicht von einer integrativen Institution. Die Kirche hat diese Funktion im Zuge der Aufklärung verloren und diese Leerstelle wurde niemals neu besetzt. Die symbolische Ebene von Gegenständen wird im Privaten konstruiert und nicht von einer moralischen Öffentlichkeit vorgegeben. Das Resultat ist eine nahezu völlig individualisierte und daher äußerst deutungs offene Praxis des Besitzes von Objekten.

Nun haben wir eine ziemlich umfangreiche Gedankenschleife hinter uns gebracht und kommen, mit etwas gedanklichem Rüstzeug im Gepäck, beinahe wieder am Anfang an. Wir wissen nun folgendes: Was früher religiös durchdrungenes Allgemeinwissen war und heute in großformatigen Analysen der Kulturkritik erhellend wirkt, muss in der konkreten Lebenswelt eines Menschen mit sehr viel mehr Bedacht und Bereitschaft zum hermeneutischen Verstehen (der Bereitschaft in die Gedanken- und Gefühlswelt einer fremden Person einzutauchen, ohne den Standpunkt der neutralen Beobachter_innen aufzugeben) individueller Motive angeschaut werden.

Denn des einen Narrenkappe kann des anderen

Krone sein! Andererseits ist es ratsam sich zu vergewärtigen, welchen Stellenwert der Besitz von Objekten im gesamtgesellschaftlichen Kontext hat. Die Ausstellung dessen **was übrig bleibt** ist wie eine Lupe, mit der man einen genaueren Blick wagen kann: welche Bedeutung hatte dieses Objekt für die ehemaligen Besitzer_innen? Welchen Stellenwert hat dieses Objekt im gesellschaftlichen Kontext von Produktion und Besitz? Welche Herkunft, Vergangenheit und welche Zukunft hat dieses Objekt? Und, wie wir gesehen haben, enthüllt dieser wagemutige Blick öfter ein Element der Überhöhung (Hybris) und der Vergänglichkeit (Vanitas) als es zunächst den Anschein hat. Damit ist unsere meditative Übung beendet und wir stehen endgültig wieder am Start.

Warum ich auf Umwegen auf das eigentliche Thema zu sprechen komme, wird hoffentlich bald deutlich. Wenn man sich erstmal eine grundlegende Vorstellung davon macht, welche Art von Beziehung uns mit den Gegenständen verbindet, die wir besitzen, dann gelangt man nämlich relativ schnell zum Thema Eigenliebe. In der Tat nennen wir unsere Besitztümer *unser eigen*, denn sie gehören nicht einfach nur uns, sie gehören *zu uns*. Sie wirken integrativ und identitätsstiftend, sind partielle Entitäten, Teile unserer Existenz als Menschen.

Wir haben einige Mühe darauf verwendet, uns mit dem Thema der Ausstellung auf einem von vielen

möglichen Wegen anzunähern. Weil ein Rundgang aber in passender Gesellschaft mehr Freude bereitet, holen wir uns kompetente Begleitung dazu. Jean-Paul Sartre widmet nämlich diesem Zusammenhang von Ding und Person in seinem Hauptwerk *Das Sein und das Nichts* ein eigenes Kapitel und unterbreitet ein ontologisches Angebot, das an dieser Stelle fruchtbar scheint. Was bedeutet jetzt Ontologie? Schlicht gesprochen handelt es sich dabei um eine philosophische Disziplin, die versucht, grundlegende Fragen bezüglich der menschlichen Existenz und seiner Umwelt zu stellen. Was macht den Menschen aus? Wo kommt er her? Welches ist sein Verhältnis zu den Objekten in seiner Umgebung? Solche Fragen gehören in den Bereich der Ontologie (synonym kann man auch von Metaphysik sprechen).

Sartres zentrale Begriffe im Verhältnis von Ding und Person sind *Haben*, *Tun* und *Sein*. Bevor wir aber dazu kommen, lohnt es sich, den Moment der Aneignung eines anonymen Dings (eines Dinges, welches offenbar noch keinen Bezug zu einem exklusiven Besitzer_in zu haben scheint), zu betrachten. Grundlegend gesehen muss zunächst ein *Wunsch zur Veränderung* in einer Person vorhanden sein, einerlei ob es sich um praktische, ästhetische oder soziale Aspekte handelt, die den Wunsch bestimmen. Trifft das Auge dieser Person auf ein Ding, das verspricht die gewünschte Veränderung herbeizuführen oder zu begünstigen, entwickelt sich eine Begierde,

dieses Ding zu besitzen. Die technische, schmückende oder zwischenmenschliche Dimension beschreibt jedoch nur die oberflächliche oder funktionale Beziehung, die wir einzugehen nun begehren. Denn der Wunsch nach Besitz, vielleicht in Form eines Schraubenziehers, einer schönen Kette oder eines passenden Geschenks, ist dem Wunsch nach Veränderung nachgelagert. Der Wunsch nach Veränderung ist wiederum primär nicht nach außen gerichtet, sondern nach innen, auf das eigene Selbst (genauer gesagt, auf die narzisstische Dimension unserer Persönlichkeit).

Was wir also eigentlich *tun*, wenn wir ein neues Besitzverhältnis eingehen, ist eine graduelle Veränderung am eigenen *Sein* vorzunehmen. Die Begierde, die uns ein Ding als attraktiv erscheinen lässt, entpuppt sich somit als ein *Mangel an Sein*, den wir ausgleichen müssen. Die Rolle, die wir nun einnehmen, hat sich geändert. Und zwar insofern, als dass wir fähiger, schöner, angesehener et cetera geworden zu sein glauben. Also handelt es sich dabei um eine Emanation aus unserem früheren Sein hin zu einem neuen Sein. Wie Phönix aus der Asche entstehen wir aus uns selbst, tilgen uns aus und erstehen zu etwas Neuem wieder auf. Dies ist ein alltäglicher und gleichsam essentiell narzisstischer Akt, der nicht per se Ausdruck einer pathologischen Überhöhung des eigenen Egos darstellen muss. Im Gegenteil sind der Wunsch nach Veränderung

und die adäquate Verwirklichung dieses Wunsches meistens Zeichen einer kompetenten Fortentwicklung der individuellen Persönlichkeit und damit völlig physiologisch ‚normal‘ (im Sinne von gesund). Dieses *initiale Tun* (das in Besitz nehmen) bildet den Auftakt für eine Kaskade weiteren *Tuns*, die über die gesamte Dauer des *Habens* fortgesetzt werden kann. Eine Briefmarke kann beispielsweise Teil einer Sammlung werden. Ich *sammle* also, und diese Sammlung, die zum Teil aus eben erwähnter Briefmarke besteht, definiert mich ein Stück weit als *seiende Person*. Ich nehme die Rolle des leidenschaftlichen Sammlers ein, der seine Besitztümer nach Geschmack strukturiert, aufbewahrt, erweitert, zeigt oder verheimlicht und so weiter.

Es ist sofort offenbar, dass die Art der Beziehung, die ich zu einem Teil meines Eigentums wie zu meinem dementsprechenden Sein unterhalte, völlig disparat sein kann zu anderen Ding-Beziehungen, die ich unterhalte. In Wahrheit sind wir verwoben in einem Netz aus solchen Beziehungen und nicht jeder Strang ist gleich stark ausgeprägt wie der andere. Manchen Gegenständen schenken wir weniger Beachtung als anderen, von manchen trennen wir uns schnell freiwillig und andere behalten wir bis zum Tod (oder je nach kultureller Prägung sogar darüber hinaus). Die Frage nach dem „was übrig bleibt“, ist nunmehr als Code dafür zugänglich, welche Beziehung die Besitzer_innen mit den Dingen geführt ha-

ben. Die Ausstellung ist der Versuch, Auskünfte über die Intensität der Person-Ding-Beziehung, ihren Verlauf und ihr Ende zu entziffern.

Dem Moment der Trennung des_r Besitzenden vom Objekt, bei dem Hybris- und Vanitasmotive immer durchschimmern, kommt dabei eine (ebenso wie dem Moment der Inbesitznahme) besondere Bedeutung bei. Anfang und Ende sind für jede Geschichte von großer (quasi neuralgischer) Bedeutung. Sie markieren den Rahmen, in dem sich das Erzählte abspielt. Aus dieser Überlegung heraus ist die Kategorisierung der Exponate schnell nachvollziehbar. Denn die Überschriften der Kategorien basieren auf dem Moment der Trennung.

Endlich können wir starten, obwohl wir ja eigentlich schon lange mitten drin sind.

Bei den Objekten, deren Beziehung zu deren Besitzer_innen sehr locker gewesen ist, darf angenommen werden, dass der Trennungsmoment unproblematisch verlaufen ist, denn das Weggeben geht so gut wie gar nicht mit einer existenzialistischen Überwindungsleistung einher. Sie sind, kurz gesprochen, *entbehrlich*. Sie könnten auch unbemerkt verloren gehen und es würde nicht weiter auffallen. Kein wirklicher Verlust, weil zu viele von diesen ohnehin eher nutzlosen Dingen vorhanden sind, um sie überhaupt noch zu zählen. Sie sind überflüssiger Ballast, profan, Auswüchse der Überproduktion, austausch-

bar und ohne eigenen Charakter. Der Moment der Aneignung schimmert bestenfalls vage vom Grund der Erinnerung empor. Eine intensive Emotion habe ich nie mit ihnen verbunden, abgesehen von Verachtung. Unser Verhältnis war schon immer uneindeutig. Ich wusste nie, was ich mit dir anfangen soll. Jetzt fällst du negativ auf mich zurück, man könnte mich für einen chaotischen Menschen halten, vielleicht sogar für einen Messie...

Gleichgültigkeit und Idiosynkrasie (Abneigung oder sogar Ekel) definieren als Pole das sanfte Spannungsverhältnis, welches bei der Trennung von solchen Gegenständen besteht. Als anonyme Artefakte fallen die Objekte in ihre ursprüngliche Materialität zurück. Sie sind als solche ein volles Sein, ein absolutes Sein, ein *Sein an sich*. Denn sie sind ja unbestreitbar anwesend, andererseits finden sie kaum Beachtung und beinhalten so in ihrer Existenz zugleich das eigene nicht Vorhandensein. Vielleicht blitzt ein *Sein für sich*, also ein referenzieller Gedanke, lediglich dann auf, wenn der Blick der Betrachter_innen halb zufällig seine Masse streift und das Ding kurz erkennt. Eine spontane und unverbindliche Verknüpfung entsteht und löst sich wieder in Sekundenbruchteilen. Dem Objekt droht in Zukunft ein Schicksal als verfeimter Teil unserer Existenz, als Müll, in dem sich niemand mehr wiederzuerkennen vermag.

Genau darin unterscheiden sich die *entbehrlichen*

Objekte von solchen, die in der Ausstellung als *überholt* bezeichnet werden. Zwar sind diese in ihrem Gebrauchswert ähnlich niedrig anzusiedeln, aber von ihnen kann ein auratisches Momentum ausgehen, das den entbehrlichen Dingen abgeht. Veraltete technische Geräte oder aus der Mode gekommene Kleidungsstücke können solche Gegenstände sein, vor deren Trennung wir uns längere Zeit sträuben. Ich erinnere mich an dich. Du bist ein Weggefährte aus guten alten Zeiten, an die ich mich gerne erinnere. Du zeugst von Attributen meines Seins, die ich gerne an mir sehe, wenn ich mich in dir spiegele. Und wenn du mich auch verzerrt wiedergibst, so glaube ich dir nur noch bereitwilliger ein kleines bisschen länger. Falls du lügst, stört es mich nicht. Du bist mir früher so wertvoll gewesen. *Ich verlasse mich auf dich!* Ich kann dich nicht so einfach weggeben.

Ein furios nostalgisches Pathos klammert sich zäh an solche Objekte, deren Versprechen in der Vergangenheit im Grunde bereits eingelöst worden sind. Es geht nun ein neues Versprechen von diesen Dingen aus, eine Art retrospektive Emanation, dessen symbolischer Strom scheinbar trotzdem in die unmittelbare Zukunft fließt, wenngleich Außenstehenden bisweilen ein muffiger Dunst auffallen mag. Aber das Versprechen der Objekte ist nicht völlig leer. Tatsächlich entzündet sich ja ein kurzer flüchtiger Rausch (oder eine Art Traum) und solange ein

Objekt dieses Potenzial besitzt, wird der oder die Besitzer_in die Beziehung nicht lösen wollen. Dem Moment der Trennung geht notwendigerweise die Erkenntnis voraus, dass diese existenzielle Potenz verbraucht ist. Aber auch dann knüpfen sich noch immer die Erinnerungen daran. Man glaubt nach wie vor an die Kraft des Objektes und für die Tonne ist es einfach zu schade.

Während die *überholten* Objekte ihre auratische Energie daraus speisen, ihre Versprechen verlässlich zu erfüllen, gibt es eine Kategorie von Dingen, die nicht gehalten haben, was unsere Begierde auf sie projiziert hat. Sie stehen im Verdacht der Hochstapelei, enttäuschen unsere Erwartungen an sie. Als Paravasat sickern sie nicht so in unser Sein, wie wir uns das vorgestellt haben (Stellen Sie sich vor, sie benötigen eine Infusion. Aber die Flüssigkeit gelangt nicht in das venöse System, sondern sammelt sich woanders. Das Gewebe schwillt an und drückt. Genau so ist das mit diesen *verfehlten* Objekten. Sie sind *fehl am Platze*). Unpassende Geschenke passen sehr gut in diese Kategorie. Als diejenigen, die schenken, übernehmen wir dann die Rolle der Zeremonienmeister bei einem verunglückten Ritual. Plötzlich wird das Profane der Materie deutlich und zurück bleibt lediglich der gut gemeinte Versuch. Ich dachte, ich kenne dich. Ich mag dich, deswegen habe ich dieses Objekt für dich erworben. Es versprach mir, gut zu dir zu passen. Nun sehe ich, dass

es ganz anders ist. Ich bin nun darauf angewiesen, dass du meine gute Absicht gelten lässt. Mein Ritual ist missglückt. Hilf mir die Situation zu reparieren. Betone den Wert unserer Beziehung.

Als diejenigen, die beschenkt wurden, stehen wir nun in der Verlegenheit, den Fokus vom Wert des Objektes in Richtung Stabilität abzulenken. Dies kann so weit gehen, dass wir uns genötigt fühlen, das *verfehlte* Ding zu behalten oder sogar exponiert in unser existenzielles Person-Ding-Geflecht zu integrieren. Das hässliche Bild hängt an der Wand, die hässliche Klamotte tragen wir gegen unsere inneren Widerstände et cetera. Eine Loslösung vom Objekt könnte prekär werden, wenn der Status der sozialen Beziehung zu den Schenkenden dadurch in Frage gestellt wird. Das Schicksal der Objekte wird somit von der Intensität der sozialen Beziehung geprägt. Eine größere Intensität kann genauso die Möglichkeit zur Trennung vom Objekt eröffnen, wie das Nachlassen. Im ersten Fall ist die soziale Beziehung gegenüber der Stützkraft symbolischer Versicherungen materieller Art emanzipiert, im zweiten Fall steht die aufgenötigte Überwindungsleistung des Behaltens nicht mehr im Verhältnis zur Relevanz der sozialen Beziehung.

Die nächste Kategorie der Ausstellung behandelt Objekte, die *überstanden* haben. Als Zeitzeugen sind sie doppelt codiert. Einerseits besitzen sie eine Art archäologischen Reliktstatus, andererseits sind

und bleiben sie für die Besitzenden meist ein Leben lang hoch aktuell für die persönliche Identitätsbildung. Oft werden diese Objekte aus einer Katastrophe herübergerettet. Als Denkmal markieren sie eine dramatische Überhöhung der *noch existierenden* Besitzer_innen, deren Schicksal es gewesen ist, eine bestimmte existenzielle Krise überlebt zu haben. Demütig verehere ich mich in deinem Anblick, denn du zeugst von der unglaublichen Schicksalhaftigkeit meines Überlebens. Wo Zehntausende den Tod gefunden haben blieben wir heil, du und ich. Wir teilen darin ein Schicksal und unser Verständnis füreinander geht weit über das normale Maß hinaus. Noch immer steckt mir die Angst und die Trauer in den Gliedern. Aber du hilfst mir dabei, beides zu ertragen. Solange ich lebe, sollst auch du leben. Du bist der Fetisch meines Lebens, ich entzünde mich immer wieder an deinem mystischen Feuer. Dich zu verlieren käme einer Sünde gegen mich und das Leben gleich.

Von den entbehrlichen, über die überholten, den verfehlten hin zu den überstandenen Objekten konnten wir eine Steigerung der Intensität der Person-Ding-Beziehung feststellen. Die letzte Kategorie, die *emotionsgeladenen* Objekte, stellen meiner Meinung nach eine Sonderkategorie dar. In dieser führen die Besitzenden mit den Objekten eine besonders emotionale Beziehung. Somit gibt es durchaus Überschneidungen mit anderen Kategorien. Ins-

besondere die Gegenstände, die eine existenzielle Krise überstandenen haben, sind sicherlich höchst aufgeladene Objekte. Worin besteht also der Unterschied? Ich denke hier insbesondere an die Dramatik in der Geschichte der Objekte. Die emotionsgeladenen Gegenstände sind nicht aus einer Krise herübergerettet worden. Die immense Bedeutung liegt mehr in der Individualität der Besitzenden und hängt weniger von äußeren Begleitumständen ab. Es besteht folglich eine große Identifikation zwischen Besitzer_in und Objekt, die völlig aus der Weltanschauung der Besitzenden stimuliert wird.

Nehmen wir beispielsweise folgendes Szenario an. Eine Person verehere eine_n bestimmte_n Künstler_in ganz besonders und es braucht uns nicht zu interessieren, warum sie dies tut. Zufällig ergibt sich die Möglichkeit zu einem direkten persönlichen Kontakt, auch wenn dieser Kontakt nur sehr kurz ist. Nehmen wir weiter an, der Fan erbittet ein Autogramm und weil er gerade nichts anderes da hat, lässt er sich die Signatur auf einen ganz profanen Gegenstand geben (zum Beispiel auf eine Einkaufstasche aus Plastik). Schlagartig wird diese Tasche, die ansonsten problemlos ersetzbar wäre, zu einem Kultobjekt. Von nun an wird sie gehütet wie ein Schatz und bei Gelegenheit stolz den Freund_innen präsentiert. Von nun an ist die Tasche wie ein Medium zwischen Künstler_in und Bewunderer_in, eine ständige Verbindung, eine Gravur im Leben des Fans. Hierbei

wird die Überschneidung mit den verfehlten Objekten deutlich, die ja, wie gesehen, ebenfalls stark an die interpersonelle Beziehungsebene geknüpft ist. Solange der oder die Künstler_in weiter verehrt wird, bleibt der Gegenstand ein Kultobjekt.

Wir sind am Ende unseres Rundganges durch die Ausstellung angelangt. Wir haben philosophiert, sind manchmal abgeschweift, haben uns eingefühlt und waren manchmal ein bisschen verloren dabei. Wir sind in einen Strom eingetaucht und haben uns treiben lassen, wurden umher gewirbelt und waren froh, wenn wir Land gesehen haben. Aber irgendwie ist zumindest mir einiges klar geworden. Diese Ausstellung ist unglaublich komplex, weil sie unheimlich viele Assoziationsmöglichkeiten bietet. Das macht die Auseinandersetzung sperrig und lustvoll zugleich. Man kann alles vergessen, was in diesem Text steht, oder das eine oder andere herauspicken. Der Ausstellungskatalog ist nur Beiwerk. Die Objekte sind da und werden von ihren Geschichten umwittert. Die Art und Weise, wie man sich diesen Schatz erschließt, ist ebenso individuell wie die Geschichten *an sich*. Ich wünsche genussvolles Hineinblicken.

¹ Anmerkung der Redaktion: Falko Huth ist nicht Teil des Ausstellungsteams. Daher spiegelt seine Meinung nicht unbedingt den Standpunkt der Beteiligten wider. Es handelt sich um seine persönliche Interpretation der Ausstellungsinhalte.



Tigerenten-Lampe, Dorothee Kienemann, Oldenburg, Flohmarkt

ÜBERHOLT

Wie viele Stunden mag es gedauert haben,
bis diese Lampe ausgesägt und bemalt war?
Gefühlt war es bestimmt eine Ewigkeit –
umso größer muss der Stolz gewesen sein.
Heute gibt die Objektgeberin an,
sie fühle sich aus dieser Zeit herausgewachsen.
Doch vielleicht gibt es auf dem Flohmarkt jemanden,
der die Lampe noch haben möchte?

Türkisfarbenes Top, anonym, Oldenburg, Flohmarkt

EMOTIONSGELADEN

Das Top stammt von einem Oldenburger Flohmarkt.
Die Verkäuferin hat es nur einmal getragen –
auf der Geburtstagsfeier ihrer Oma.
Vier Monate nach der Feier starb ihre Oma.
Die Verkäuferin möchte das Top nicht mehr tragen, weil
es sie ständig an die Verstorbene erinnert.
Der Flohmarkt war für sie eine gute Gelegenheit,
das fast neue Kleidungsstück zu verkaufen.

Waffeleisen, Walter Richter, Jena, Flohmarkt

ENTBEHRLICH

„Wir haben manches doppelt und dreifach.
Die Gegenstände werden selten noch benutzt.
Die Wertigkeit und Haltbarkeit nehmen ab.
Der Zahn der Zeit nagt unaufhörlich“,
schreibt Walter Richter in einem Brief,
in dem er erklärt, warum das Waffeleisen übrig ist.
Da er noch zwei weitere Waffeleisen besitzt,
ist dieses eine entbehrlich geworden.
Es wird nicht mehr benutzt,
obwohl es noch funktioniert.

Urkunde, Carsten Schipke, Oldenburg, Flohmarkt

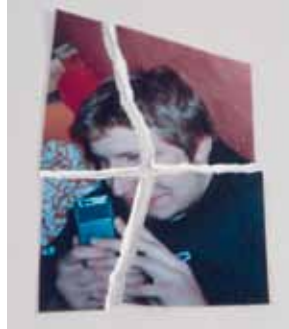
ÜBERSTANDEN

Erinnern Sie sich noch an Ihre Bundesjugendspiele?
Haben Sie noch Ihre Sieger- und Ehrenurkunden?
Menschen heben unterschiedlich viele Dinge auf –
Martin Alting gehörte zu denen, die viel aufhoben;
so auch diese Urkunde der Reichsjugendwettkämpfe,
die er 1930 verliehen bekam.
Nach Altings Tod wäre sie vermutlich entsorgt worden,
doch ein professioneller Haushaltsauflöser rettete sie,
weil er Martin Alting noch persönlich gekannt hatte.
So konnten wir sie auf dem Flohmarkt entdecken.

Machete mit Scheide, anonym, Oldenburg, Flohmarkt

VERFEHLT

Die Großmutter ist häufig und gerne auf Reisen und
bringt ihren Enkel_innen immer Souvenirs mit.
Die Machete stammt aus der Dominikanischen Republik.
Sie sollte der Enkelin zu Hause eine Freude machen.
Auch wenn die Machete der Oma gefiel,
konnte die Enkelin mit dieser nichts anfangen.
Aus diesem Grund wurde sie weiterverkauft und
nicht als Andenken aufgehoben.



EMOTIONSGELADEN

Von Ex-Boxen, Trauerobjekten und biografischen Fixpunkten

Magdalena Götz, Fabian Schröder, Nora Spielvogel

In der Kategorie EMOTIONSGELADEN behandeln wir Objekte, die übrig bleiben, weil sie bestimmte Emotionen in uns hervorrufen. Sie fungieren als Erinnerungsträger und deren materieller Wert spielt meist eine untergeordnete Rolle.

Zu Beginn der inhaltlichen Arbeit für die Kategorie wählten wir zunächst den Begriff ‚überladen‘, um die Dinge mit hohen emotionalen ‚Aufladungen‘ zu beschreiben. Im Verlauf unserer Recherchen stellten wir jedoch fest, dass der Begriff *überladen* meist negativ konnotiert wird, denn die Präposition ‚über‘ verweist auf ein ‚Zuviel‘. Dies würde bedeuten, dass die Objekte mit zu vielen Emotionen aufgeladen sind. Die intensive Zusammenarbeit mit den Objektgeber_innen in Form von Interviews zeigte jedoch, dass diese eher negative Deutung den Objekten nicht gerecht wird und der Begriff ein zu stark wertendes Adjektiv darstellt. Daher entschlossen wir uns, den Begriff ‚überladen‘ durch ‚aufgeladen‘ zu

ersetzen.

Doch was bedeutet ‚aufgeladen‘? Nahezu jedes Objekt in unserer Ausstellung ist aufgeladen – aufgeladen mit Bedeutung für den oder die jeweilige Besitzer_in. ‚Aufgeladen‘ erschien uns zu vage – es macht nicht deutlich genug, dass es uns um emotional aufgeladene Objekte geht.

Die Befragung des Duden brachte schließlich die Lösung: das Adjektiv EMOTIONSGELADEN. Es bedeutet: „von starken Emotionen bestimmt“¹. Eben dies geschieht auch mit den Objekten, die wir in unserer Kategorie ausstellen: Die Objektgeber_innen laden sie emotional auf.

Erinnerungsformen im individuellen Gedächtnis

Der Kulturwissenschaftler Jan Assmann beschreibt mit dem Konzept des „kulturellen Gedächtnis“ die gesellschaftliche Tradierung von Erinnerungen.² Ereignisse der Vergangenheit, die Assmann als „Fix-

punkte“ bezeichnet, werden durch kulturelle Formungen wie Texte, Riten oder Denkmäler wach gehalten.³ In Anlehnung an Assmann stellten wir bei unserer Forschung fest, dass auch individuelle Erinnerungen zu „Fixpunkten“ eines individuellen Gedächtnisses werden. Ebenso wie zum Beispiel Denkmäler an vergangene Ereignisse erinnern sollen, werden Dinge von ihren Besitzer_innen mit emotionalen Ereignissen ihrer Vergangenheit verknüpft. Durch das Aufheben dieser Dinge versuchen sie, sich mithilfe des Dings an das dazugehörige Erlebnis zurückzuerinnern. Wir gehen davon aus, dass diese Objekte einen wesentlichen Teil zum individuellen Prozess des Erinnerns beitragen und den Prozess des Vergessens verlangsamen.

Trotzdem sind wir uns darüber bewusst, dass sich das Erinnernte vom tatsächlichen Ereignis stark unterscheiden kann. So stellt der Soziologe Harald Welzer fest: „Das Gedächtnis ist ein konstruktives System, das Realität nicht einfach abbildet, sondern nach unterschiedlichsten Funktionen filtert und interpretiert [...]. Sich zu erinnern bedeutet also, assoziativ Muster zu aktivieren [...] [so] dass von einer authentischen Erinnerung [...] nur im seltenen Grenzfall auszugehen ist.“⁴ Diese These würde sich, laut Welzer, besonders bei emotionalen Erinnerungen zeigen.⁵

Auf der Dingebene bedeutet dies, dass ebenso wie das Gedächtnis Realität nicht einfach abbildet,

emotional aufgeladene Objekte im Prozess des Erinnerns einen anderen Stellenwert einnehmen als zum Zeitpunkt des Ereignisses selbst. Dinge bleiben also oftmals deshalb übrig, weil sie für ihre Besitzer_innen zu einem individuellen Symbol werden und stellvertretend für ein ganzes Spektrum an Erinnerungen stehen.

In den Sammlungsphasen erhielten wir sehr unterschiedliche emotionsgeladene Dinge, die wir in drei Gruppen zusammengefasst haben: übrige emotionsgeladene Objekte aus vergangenen Beziehungen, solche, die im Zusammenhang mit verstorbenen Menschen stehen und zuletzt diejenigen, die an andere Bereiche des eigenen Lebens erinnern.

Objekte aus (zerbrochenen) Beziehungen

Die erste Gruppe umfasst Objekte, die von Beziehungen übrig bleiben. Sie definieren sich darüber, dass die Besitzer_innen durch sie an ihre zwischenmenschlichen emotionalen Beziehungen erinnert werden. Doch: Was geschieht mit den Dingen, die von beendeten Beziehungen übrig bleiben? Werfen wir sie weg, weil sie emotional zu sehr belastet sind? Bewahren wir sie in einer Kiste auf? Oder bleiben sie bewusst Teil der sichtbaren Gegenwart, weil wir mit ihnen etwas verbinden, woran wir uns erinnern wollen?

Für unsere Ausstellung konnten wir durch Zufall ein

Objekt erhalten, das sich schon im Papierkorb befand. Es handelt sich um ein zerrissenes Foto des Ex-Freundes einer Freundin. Wir unterhielten uns, während sie ihre Fotokiste sortierte. Auf einmal holte sie ein Foto hervor, blickte es an, sagte „Oh, der Mathis!“, zerriss es in vier Teile und warf es in den Papierkorb. Später erklärte sie: „Ich mag das Bild nicht besonders, es weckt auch keine erhaltenswerte Erinnerung.“ Sie war überrascht dieses Bild zu finden, da sie nach dem Ende der Beziehung vor eineinhalb Jahren alle Dinge, die sie an die vergangene Beziehung erinnerten, in eine Kiste gepackt hatte. Der Sinn der Kiste sei, die Dinge eben nicht mehr ständig sehen zu müssen.

Bewahren wir von Beziehungen übriggebliebene Objekte auf, ist es uns möglich, durch das Hervorholen der Gegenstände auch die Erinnerungen hervorzurufen, die mit ihnen verknüpft sind. Verpackt in Kisten, die sich fest verschlossen unter dem Bett oder weit hinten im Schrank befinden, entschließen wir uns dazu, die Objekte außerhalb unserer direkten Reichweite aufzubewahren. Dies kann als Versuch gedeutet werden, mit den Dingen auch die emotionalen Erinnerungen auf Distanz zu halten.

Ganz anders verhält es sich bei Immo Raether, der ein Objekt bewusst in seinem täglich sichtbaren Umfeld aufbewahrt. In seinem Wohnzimmer auf den Fliesen vor dem Kachelofen liegt schon seit 25 Jahren ein großer Stein. Der Geber hat ihn zusammen

mit seiner damaligen Frau von einem gemeinsamen Urlaub mitgebracht und erinnert ihn bis heute an die Beziehung zu seiner Ex-Frau. Er erläutert: „Zehn Jahre später war die Ehe leider verflissen. Aber es ist auch eine Erinnerung an vieles Schöne. Und das finde ich besonders wichtig.“ Er würde den Stein nie weggeben, denn: „Die Erinnerung wird man ja auch nicht los.“

Bei der Beschäftigung mit von Beziehungen übrigen Objekten fiel uns auf, wie unterschiedlich mit den materiellen ‚Resten‘ umgegangen wird: sie werden verstaut, vernichtet oder innerhalb des alltäglichen Sichtfeldes der Besitzer_innen bewahrt. Die verschiedenen physischen Orte und Arten der Aufbewahrung oder der Zerstörung von Objekten werden zu Indikatoren für unsere emotionale Bewältigung der Verlust Erfahrung.

Trauerobjekte und Erbsachen

Die Objekte der zweiten Gruppe sind alle engste mit der Erfahrung von Verlust verknüpft. Verlieren wir uns nahe stehende Menschen, sind Objekte oft das Einzige, was übrig bleibt. Sie tragen Erinnerungen an die Person in sich und helfen, diese über den Tod hinaus zu bewahren. In der Trauerarbeit werden Gegenstände zu wichtigen Helfern bei der Verarbeitung dieser emotionsgeladenen Einschnitte im Leben Einzelner durch den Tod.

Heidi Lücke-Hauber stellte uns für die Ausstellung

einen Holzdelfin zur Verfügung. Dieser war trotz des harten Materials das Lieblings-Kuscheltier ihres Sohnes Nicolai. Er überstand den Schmorbrand, den Nicolai in seinem Zimmer legte, um sich so das Leben zu nehmen. Er liegt zusammen mit anderen Objekten und einem Foto von Nicolai in einer Schale im Wohnzimmer. Die Mutter erklärt: „Er ist fort, der Delfin da. Geschmeidig gemacht durch seine Hände, schmutzig gemacht durch seine Hände. Er er-



innert mich an die unbeschwerten Kinderjahre mit meinem Sohn. Ich empfinde Wehmut gepaart mit einem Lächeln.“

Claudia Maier kaufte 2005 zwei Stoff-Schafe für sich und ihren Partner Walter, weil sie diese damals so passend fand: „seit Monaten verliebt dämlich grinsend“ wie auch die Schafe. Früher saßen sie in der gemeinsamen Wohnung, heute sitzt nur noch eins auf Claudias Nachttisch. „Das eine Schaf hält meine

Erinnerungen lebendig... an den Anfang ... und das Ende. Das zweite begleitet Walter auf seinem Weg in der anderen Welt.“ Walter starb im August 2009 an Krebs.

Lebensphasen und ihre Objekte

Erst relativ spät sind wir bei unseren Recherchen auf Objekte gestoßen, die mit Emotionen von eigenen Lebensabschnitten, also weitestgehend unabhängig von anderen Personen, aufgeladen sind. Norbert Henzel, ein Objektgeber, der uns zwei Teddybären aus seiner Kindheit für die Ausstellung auslieh, stellte im Interview fest: „Was bleibt eigentlich von der Kindheit übrig, außer das, was man selber im Kopf hat und was dann durch äußere Reize wieder aufgerufen wird. Und die äußeren Reize können [...] Spielzeug aus der Kindheit sein oder natürlich Bilder von damals. [...] Aber sonst ist ja die Kindheit unter dem täglichen Leben verborgen.“ Die Objekte scheinen demzufolge notwendig zu sein für den Prozess des Erinnerns. Sie helfen dabei, nicht zu Vergessen und Vergangenes aufrecht zu erhalten.

Objekte, die an eigene Lebensabschnitte erinnern und deshalb übrig gelassen werden, scheinen in den meisten Fällen positiv konnotiert.

Allerdings erhielten wir auch ein Objekt, welches Gegenteiliges beweist. Die anonyme Objektgeberin hätte es vermutlich alsbald zerstört, wenn wir sie nicht gebeten hätten, es für die Ausstellung zur

Verfügung zu stellen. Es handelt sich dabei um ein Armband, welches sie von einem Polizisten erhielt, als sie ihre erlittene Vergewaltigung anzeigte. Das Armband gehörte einst der Tochter des Polizisten, die selbst Opfer eines sexuellen Übergriffs geworden war. Der Polizist hatte es lange aufbewahrt, nachdem seine Tochter bei einem Autounfall starb. Die Objektgeberin trug das Armband nicht lang, da sie kurz nachdem sie es bekommen hatte, erneut vergewaltigt wurde. In ihren Augen bringt das Armband nichts als Unglück.

Ex-Boxen, Trauerobjekte und biografische Fixpunkte

Allen übrigen emotionsgeladenen Objekten ist gemeinsam, dass sie einem Wandel unterliegen, in dem sie aus ihrem ursprünglichen Bedeutungszusammenhang herausfallen und mit Emotionen und Erinnerungen aufgeladen werden. Im Prozess des Erinnerns nehmen sie einen anderen Stellenwert ein, als zum Zeitpunkt der Lebensphase oder des Ereignisses selbst. So werden die Erinnerungen, die an diesen Dingen hängen, zu Fixpunkten unserer individuellen Vergangenheit und die Dinge zu individuellen Symbolen davon.

Zudem spiegelt der Umgang mit übrigen emotionsgeladenen Objekten – unserer Meinung nach – oftmals den Umgang mit den an sie geknüpften Erinnerungen und Emotionen wider.

¹ Dudenredaktion Dudenverlag Mannheim (Hg.) (2001): Duden. Deutsches Universalwörterbuch. Leipzig/Wien/Zürich. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage, S. 458, 3. Spalte.

² Vgl. Assmann, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München, Beck.

³ Vgl. ebd., S. 16.

⁴ Welzer, Harald (2008): Gedächtnis und Erinnerung. In: Jaeger, Friedrich; Rüsen, Jörn (Hg.): Themen und Tendenzen (Handbuch der Kulturwissenschaften, Band 3). Stuttgart, J.B. Metzler, S. 156.

⁵ Vgl. Welzer (2008), S. 160ff.



gefühlspost

Magdalena Götz

I

gefühle einpacken,
fest verschnüren,
eine briefmarke darauf (oder nicht),
den absender vergessen,
und ab die post

II

ich will dich
in eine kiste packen,
gepolstert in erinnerung,
gebettet auf gefühlen,
fest verschnürt,
mit den seilen, die mir ums herz liegen,
dich schicken
in ein niemandsland,
absender: unbekannt, verzogen

Trauer-Objekte

Zum Umgang mit Objekten im Rahmen der Trauerarbeit

Transkribiert, gekürzt und bearbeitet von Magdalena Götz



Andrea Müller-Götz ist Sozialpädagogin und arbeitet seit zwölf Jahren im ambulanten Hospizdienst als Trauerbegleiterin und Koordinatorin im Hospiz Ulm. Sie begleitet sowohl Menschen, die im Sterben liegen, wie auch deren Angehörige und andere Trauernde. In Gesprächen berät sie diese im Umgang mit Verlust und Trauer. Ich habe mit ihr über ihre Erfahrungen mit dem Einsatz von Objekten in der Trauerarbeit gesprochen.

*Welche Relevanz haben Objekte in der Trauerarbeit?
Wie gehen Trauernde mit Objekten von Hinterbliebenen um?*

Der Umgang mit Objekten in der Trauerarbeit hat einen hohen Stellenwert und ist immer wieder Thema in meinen Beratungsgesprächen. Meiner Meinung nach lassen sich zwei Richtungen des Umgangs mit hinterbliebenen Dingen unterscheiden: Zum einen gibt es trauernde Menschen, die sich überhaupt nicht von Objekten von Verstorbenen lösen können. Die ein Zimmer zum Beispiel genau so belassen, wie der oder die Verstorbene es hinterlassen hat. In dieser Situation ist jedes Objekt derart mit Erinnerungen behaftet, dass sich die Trauernden nicht von diesem trennen können. Das andere Extrem ist, dass sich Trauernde sofort von allen Dingen trennen wollen: das Zimmer ausräumen, Kleidung weggeben, das Auto verkaufen, um einen Abschluss für

sich zu finden. In den Gesprächen wollen viele darüber sprechen, ob ihr Verhalten ‚normal‘ und ‚angemessen‘ ist: Wann ist die ‚richtige‘ Zeit, sich von Dingen zu trennen?

Welchen Rat gibst du Menschen im Umgang mit hinterbliebenen Objekten?

Aus trauer-wissenschaftlicher Sicht heißt es, es gibt kein Richtig oder Falsch. Es geht vielmehr darum, was dieser Mensch in der jeweiligen Situation braucht. In der Trauerberatung wollen wir das Signal senden: Es darf sein, wie es ist. Wir machen deutlich, dass es einen unterschiedlichen Umgang und unterschiedliche Tempi gibt. Ich versuche gemeinsam mit den Trauernden herauszufinden, was hinter den Verhaltensformen steckt. Warum handeln sie, wie sie handeln?

Bringen Trauernde zu den Gesprächen Objekte mit? Was für welche?

Ich erlebe in der Beratung oft, dass Menschen Fotos von den Verstorbenen mitbringen. Im Moment ist eine Frau bei mir in Beratung, die zu jeder Sitzung drei Fotos mitbringt: von ihrem verstorbenen Mann, von ihrem verstorbenen Hund und von der Mutter, die im Sterben liegt. Ihr ist es sehr wichtig, dass sie die Fotos bei sich hat, um damit auch die

abgebildeten Menschen mit dabei zu haben – im Gespräch und bei sich.

Geschieht dies auf eigenen Wunsch der Trauernden oder auf dein Anraten?

Das ist unterschiedlich. Manchmal rege ich dies auch an und frage: Möchten Sie nicht mal ein Foto mitbringen? Das ist auch hilfreich für mich, damit ich mir ein Bild von dieser Person machen und einen Bezug bekommen kann. Dies ist allerdings immer nur ein Angebot, eine Idee.

Welche Arten von Objekten werden bewahrt?

In den Gesprächen erlebe ich häufig, dass Trauernde von bestimmten Objekten erzählen. So berichtete mir eine Frau von ihrem Mantel, der ihrem Mann gehörte, den sie nun trägt, in dem Gefühl, der Verstorbene sei dadurch nahe bei ihr, umgebe sie – eben wie eine schützende Hülle. Es gibt also oft eine bestimmte Verbindung zwischen Menschen und den von ihnen hinterlassenen Objekten, die eine bestimmte Bedeutung, eine Symbolik in sich tragen. Diese können helfen, mit der Trauer umzugehen. Ganz häufig höre ich auch, dass Menschen zuhause ein Bild vom Verstorbenen aufgestellt haben und darum herum andere Objekte angeordnet haben – eine Art ‚Altar‘, ohne dies religiös konnotieren zu wollen.

Ich glaube, dass es für viele Hinterbliebene wichtig ist, irgendetwas Materielles der verstorbenen Person zu bewahren.

Warum ist das deiner Meinung nach wichtig?

Wegen der Erinnerung. Manche haben Sorge, einen Menschen irgendwann zu vergessen. Durch die Objekte kann die verstorbene Person zum einen in der Erinnerung und zum anderen im Alltag, im Leben gehalten werden. Diese Dinge werden dann zu aktiven Erinnerungsstücken. Hinter diesen Objekten stecken immer Geschichten, die immer dann wieder lebendig werden, wenn man sich den Dingen zuwendet. Das ist dann ein bisschen, als würde man einen Film anschalten.

Wie lange sind diese Dinge wichtig?

Je länger eine Person verstorben ist, desto öfter höre ich: Ich habe diese Person in meinem Herzen, ich brauche das Objekt nicht mehr. Ich denke, das ist wichtig im Leben eines jeden. Man umgibt sich immer auch mit Dingen, die etwas auslösen können. Manche Objekte behält man, weil sie Erinnerungsträger sein können, andere können über Zeit jedoch auch an Bedeutung verlieren.

Wie wird in der konkreten Beratungssituation mit den Objekten umgegangen?

Eine Frau hat mir ein Bild von ihrem verstorbenen Sohn mitgebracht. Ihr war es wichtig, dass ich der Person auf diese Art begegnen kann. Wenn man dann über diese Person spricht, bekommt sie einen eigenen Raum in der Beratungssituation. Sie wird bildlich und bekommt einen größeren Stellenwert. Ich kann anhand des Bildes oder anderer Gegenstände konkret nachfragen: Was war das für ein Mensch? Mir persönlich gefällt es gut, wenn Menschen etwas mitbringen. Ich habe dann das Gefühl, dass diese dann nicht nur ihre Trauer mitbringen, sondern auch die Kraft dieses Menschen, die Beziehung zwischen den Menschen, die sich häufig in den Objekten zeigt.

Wie zeigt sich diese Beziehung?

In der Art und Weise, wie Trauernde ein Objekt anschauen und anfassen, zeigt sich schon sehr viel: Erinnerungen springen an und produzieren Lebendigkeit.

Als Menschen brauchen wir also Objekte, um Lebendigkeit zu erzeugen, um uns zu erinnern, um vielleicht auch etwas bewusst und sichtbar zu machen. Objekte können also ‚Trigger‘ sein, die Impulse geben?

Sie können gute Anstöße geben, für ein bewusstes Konfrontieren mit dem Tod und der Trauer. Der Trauerwissenschaftler Roland Kachler ist der Überzeugung, es gehe bei Trauerarbeit darum, den verstorbenen Menschen in sein Herz aufzunehmen. Wenn man dort angekommen ist, werden Gegenstände vielleicht weniger wichtig. Aber auf dem Weg dorthin können Dinge diesen Prozess ermöglichen – dies kann beispielsweise über einen bestimmten Geruch, ein Bild oder ein Erlebnis geschehen.

Gibt es Unterschiede zwischen vererbten Gegenständen und Dingen, die man sich selbst zum Trauergegenstand macht?

Angenommen, der Vater einer Familie mit vier Kindern verstirbt. In seinem Testament verfügt er, wer was bekommen soll. Dies muss nicht immer von Vorteil sein, denn die Wünsche des Verstorbenen decken sich nicht unbedingt mit denen der Hinterbliebenen. Dann kommt es oft zu Streit und die Dinge können zur Belastung werden.

Auch wenn Häuser oder Wohnung ausgeräumt werden müssen, fehlt meist der Platz, um alles aufzubewahren, obwohl viele Gegenstände durchaus erinnerungsträchtig sind. Dann muss entschieden werden, was kann und will ich behalten, was kommt weg. In dieser Situation muss man sich dann fragen, welche Dinge liegen mir wirklich am Herzen – unab-

hängig davon, ob sie mir vererbt wurden.

Inwiefern werden Personen, die bei euch im Hospiz im Sterben liegen, beraten, was den Umgang mit Erbe und Nachlass angeht?

Auch das ist sehr unterschiedlich. Manche der Sterbenden regeln wirklich alles selbst. Da steht dann in jedem Buch, an wen es vererbt werden soll, weil diesen Menschen diese Dinge wichtig sind und sie wollen, dass sie an eine gute Stelle kommen oder dass es keinen Streit gibt. Manche brauchen, um sterben zu können, dass alles geregelt ist. Und dann gibt es andere, denen dieses Thema nicht wichtig ist, die sich darum überhaupt nicht kümmern wollen. Oft ist es auch so, dass eine Person so schwer krank ist, dass materielle Dinge weniger wichtig werden und sie sich nicht mehr um sie kümmern kann oder möchte.

Es heißt ja so schön: so wie man lebt, stirbt man auch. Da ist jeder und jede anders, jeder und jede hat einen anderen Prozess. Es geht darum, zu bestimmen: Was passiert mit den Dingen, wie viel Haftung lege ich an sie an, für wie lange? Bleiben sie für immer oder dürfen sie irgendwann auch verschwinden? Geht es überhaupt darum, an Dingen zu haften, brauche ich das? Nach buddhistischer Überzeugung geht es ja beispielsweise eher darum sich von allem zu lösen.

Welche Relevanz haben Dinge für Menschen, die im Sterben liegen?

Es gibt Menschen, denen Objekte sehr wichtig sind. Ich habe mal eine Frau betreut, die ein Tuch hatte, das sie immer um sich haben musste. Was ich auch erlebe, ist, dass Menschen im Sterben oft Bilder von ihren Angehörigen bei sich haben. Tendenziell würde ich aber sagen, dass Dinge bei Menschen, die im Sterben liegen, an Wichtigkeit verlieren. Das Interesse an Materiellem wird immer weniger. Für Trauernde wiederum sind Objekte viel wichtiger, weil an ihnen Erinnerungen hängen.

Weil der Mensch eben nicht mehr da ist.

Genau. Sowohl bei Sterbenden als auch bei Trauernden fällt mir immer wieder auf: Es geht beim Umgang mit Objekten immer darum, mit wie viel Herz man etwas behält oder weitergibt. Es geht um Beziehungen, um Erinnerungen, die die Objekte tragen und was diese über die Beziehungen zwischen Menschen aussagen können.

Der Radaukasten

Marco Kerler

gibt Oma ein Gefühl
von Konversation
die Familie hat Termine
im Hospiz wartet man
auf Tochter bevor
gestorben wird
und ein Unbekannter
hält Händchen
das Erbe bleibt
eine Schatulle
wertlos
gefüllt
Andenken
an Opa

Erstkommunion

Albert Kümmel-Schnur

Zur Erstkommunion erhielt ich ein kleines, aber schweres Silberkreuz der Marke Oly, ein Gotteslob in einer Hülle mit Reißverschluss, einen Rosenkranz, meinen ersten Fotoapparat, fünf Bände der Reihe *Fünf Freunde* von Enid Blyton. Es wird noch einiges mehr gewesen sein, woran ich mich aber nicht mehr erinnere. Ich erinnere mich jedoch an einen Bleistiftanspitzer aus Plastik, der die Form einer kleinen orangefarbenen Reisetasche hatte. Das Silberkreuz habe ich verloren, Gotteslob und Rosenkranz sind mir fremd geworden, der Fotoapparat, auf dem man ‚Sonne‘ oder ‚Regen‘ einstellen konnte, wurde irgendwann durch ein besseres Modell ersetzt, und die *Fünf Freunde* liegen wahrscheinlich in irgendeiner Kiste auf dem Speicher des elterlichen Hauses, zunehmend stockfleckiger werdend. Einzig der Bleistiftanspitzer hat mich begleitet. Er ist Teil meiner Biografie geworden. Ich bin mir nicht sicher, warum ich ihn, der mir tatsächlich nie besonders viel bedeu-

tet hat, stets mitnahm von Wohnung zu Wohnung. Warum er immer wieder auftauchte in meinem Gepäck, nachdem ich ihn lang vergessen glaubte.

Sechsenddreißig Jahre nach meiner Erstkommunion gibt es ihn immer noch; die Aufkleber, die ihn zierten, sind verschwunden, die orangene Farbe verblasst allmählich, an den schmalen Ecken wird das Plastik brüchig. Der Anspitzer ist in keiner Hinsicht wertvoll, billiger Plastiknippes, keinerlei tiefe Erinnerungen sind an ihn gebunden, und inzwischen funktioniert er nicht einmal mehr so richtig. Ohnehin benutze ich seit Beginn meines Studiums Druckbleistifte, die nicht gespitzt werden müssen. Der Anspitzer ist also übrig geblieben, ein wenig Dreck unter meinen Nägeln, der sich einfach nicht entfernen lässt.

Warum habe ich diesen Gegenstand nie weggeworfen? Warum nie verloren? Warum habe ich das Kreuz verloren – einen sehr wertvollen Gegenstand,

gekauft, um die Zeit zu überdauern. Um ihn zu vererben an meine Enkel. Um noch lange nach meinem Tod vom Ereignis meiner Erstkommunion, der Liebe meiner Eltern, meiner Religiosität und ihrem Ende zu erzählen.

Eines Morgens, ich hatte ausnahmsweise in einem Kellerraum übernachtet, war das schmale Kettchen mit dem Kreuz verschwunden. In seine Rückseite waren merkwürdige Schriftzeichen eingraviert, die ich nie entziffern konnte, und vorn besaß es anstelle eines Korpus eine menschenförmige Vertiefung – wie eingebrannt oder von der Beharrlichkeit eines Wasserlaufes ausgewaschen. Ich schätzte das Kreuz, schaute es mehrmals am Tag an. Ich habe es gern getragen, jeden Tag. Mal über, mal unter der Kleidung. Das Kreuz war Teil meines Ichs, meiner Identität geworden. Ein Ding, das man niemals wegwirft. Und doch war es mit einem Mal gänzlich unauffindbar. Tagelang haben wir jeden Quadratmillimeter des Raums, in dem ich geschlafen hatte, durchsucht. Ohne Erfolg. Irgendwann haben wir die Suche aufgegeben. Zurück blieb das Gefühl eines schweren Verlusts, ein Schuldgefühl auch. Gibt es Wurmlöcher nicht nur in den Weiten des Universums der *Science Fiction*, sondern auch in unseren alltäglichen Räumen?

Die Fernsehserie *The Lost Room* erzählt von solchen Löchern. Bestimmte Gegenstände, solche, die in dem verlorenen Raum eines lange aufgegebenen

Hotels untergebracht waren, haben sich verstreut und tragen die Erinnerung an diesen Raum und seine Geschichte mit sich. Wer einen solchen Gegenstand findet, kann damit Ort und Zeit wechseln, ganz so, als fiele sie oder er durch ein Wurmloch, an dessen anderem Ende ein neues Universum lauert. Das Wurmloch selbst ist der verlorene Raum. Geht man hinaus, ist man buchstäblich woanders. Und irgendwann landet der Protagonist ganz ohne Zauberei vor der Ruine des Hotels, sucht den Eingang, sucht den Raum. Versucht, die fehlenden Gegenstände zusammenzutragen. Man spürt: diese Erzählung ist ebenso psychoanalytisch wie theologisch inspiriert. Eine verlorene Erinnerung wird wiederhergestellt, aber auch eine gefallene Welt. Die Gefäße der Sefiroth, die beim Sündenfall, so erzählt es die Kabbala, zerbrochen, werden wieder zusammengesetzt. Der antike Theologe Origines nahm diesen Einfall der jüdischen Mystik auf und verwandelte ihn in die Lehre von der Apokatastasis, der Wiederherstellung aller Dinge am Ende der Zeit. Wahrscheinlich ließe sich eine ganze Ideengeschichte dieser Denkfigur schreiben, und die Psychoanalyse würde weise lächelnd in sanftem Wienerdeutsch sagen: „Gell, ihr wollt doch alle zurückkehrn in Mamas Bauch...“ Und sie würde uns bei diesen Worten ganz sacht übers Haar streicheln – eben wie die Mama, die wir alle vermissen oder uns gewünscht hätten. Der Raum ist noch da, aber er gibt das Kreuz nicht

mehr zurück. Wer aber drückt mir immer wieder einen orangefarbenen Bleistiftanspitzer aus Plastik in die Hand? Was insistiert so, dass dieses Objekt, obwohl ganz und gar nutzlos, unverlierbar ist? Vielleicht ist der Anspitzer gar kein Objekt. Vielleicht ist er nur Stellvertreter des verlorenen Kreuzes. Und vielleicht verhält sich die Dingwelt so, wie es die Neurophysiologie des Wiens der Jahrhundertwende glaubte: tief beeindruckende Erlebnisse stellen feste Verdrahtungen im „Schaltkreis des Ich“ (Carl Schleich) her, die sich nicht mehr lösen oder umprogrammieren lassen. „Bahnung“ nannte Freud das. Der Bleistiftanspitzer wäre also das, was von meinem Kreuz übrig blieb. Er wäre Stachel im Fleische meiner Erinnerung, denn ohne ihn gäbe es diese Erinnerung vielleicht gar nicht. Das aber hieße, dass ein anwesendes Objekt an ein abwesendes gemahnte oder, genauer, dass im anwesenden Anspitzer das abwesende Kreuz anwesend ist. Dann wäre der Anspitzer also vom Kreuz übrig geblieben. Oder der Anspitzer hätte das Kreuz ersetzt, das Flüchtige wäre an die Stelle des die Zeiten Überdauernden getreten. Der Science-Fiction-Autor Philip K. Dick hätte sich diese Konstellation nicht besser ausdenken können. Was vom Tage übrig blieb, vom Tag meiner Erstkommunion nämlich, wäre sakralisierter Nippes, denn wenn der Spitzer an die Stelle des Kreuzes tritt, dann muss auch dessen Symbolgehalt sich übertragen. Was aber symbolisierte das Kreuz, nicht jedes,

sondern genau dieses eine kleine silberne Umhängekreuz mit seiner kryptischen Inschrift und seiner schwarzkrustigen Körperspur?

Einerseits handelt es sich, trivialerweise, um ein mnemotisches Objekt. Immer, wenn Du dieses Kreuz spürst, siehst, anfasst, wirst Du an den Tag Deiner Erstkommunion denken. Dann ist es ein bleibendes Zeichen des Sakraments: Ich bin katholischer Christ. Das Kreuz meiner Erstkommunion erinnert mich an das Leiden und Sterben unseres Heilands. Diese Erinnerung wird bei jedem Messbesuch aktualisiert: Ich nehme den Leib unseres Gottes in mich auf. Gott verkörpert sich in mir, und ich werde Teil des Göttlichen. Das Kreuz um meinen Hals erinnert mich tagtäglich an das erste Mal, das ich teilhatte an diesem Ereignis. Es ist außerdem ein Erkennungszeichen von Christ zu Christin. Und ein wertvolles Schmuckstück obendrein.

Der Bleistiftanspitzer ist zunächst ein Bürowerkzeug, er macht stumpfe Bleistifte wieder spitz. Gleichzeitig ist er ein Zierobjekt, das man sich auf den Schreibtisch stellt und hin und wieder, eher selten wohl, anschaut. Nippes auf Schreibtischen oder Regalen ist zwar einerseits völlig überflüssiger Kram, Deko, die niemand braucht, Platzverschwendung ersten Ranges. Doch andererseits ist eben auch und gerade dieser Nippes oft genug ein Gedächtnisding – ganz wie das Kreuz. In der Rangliste dieser Dinge stehen wohl Liebesgaben – Plastikringe aus dem Kaugum-

miautomaten – ganz oben. Gerade weil das Gefühl so ozeanisch tief und unauslotbar, durch Worte nicht beschreibbar, mit Geld und Gold nicht aufzuwiegen ist, gelten *billige* Erinnerungsstücke in der urbanen Folklore unserer Tage für umso angemessener als *girls' best friends* es je sein können. Aber: nicht jede und jeder kann sich *billige* Geschenke leisten. Nippes ist nur romantisch, wenn er *das Einzige, was ich geben kann*, ist. Und dann wird er wertvoller mit der Zeit, weil er gerade aufgrund seiner absoluten Nichtigkeit die Zeit selbst verkörpert: Ich gebe mich Dir – nimm den goldenen Ring von mir... Und schon vorbei. *Love and marriage, horse and carriage*, Ringlein, Ringlein – vom wohlhabenden Mann um die Fünzig würde man mehr erwarten, und, ach ja, *Männer geben ... may be quite continental but diamonds...* schon sind wir mitten in der Ambivalenz des Schenkens und der Gabe gelandet.

Der Bleistiftanspitzer war bloße Zutat, Beigabe zum Fotoapparat, *afterthought on second thought* und keinen Gedanken dran verschwendet. Er war ein Beiwerk. Das Kreuz hingegen war Schenk-Werk, schwergewichtig. *Die Rose von einst steht nur noch als Name, uns bleiben nur nackte Namen*. Aber, aber! Der Spitzer wurde doch dem Fotoapparat beigegeben. Ein Rahmen ohne Werk. Und eine Verschiebung des ursprünglichen Werks, denn dieses Beiwerk erinnert mich eben nicht an den Fotoapparat, sondern an das Kreuz. Medium – der eine wie

das andere. Warum er einst geschenkt wurde, könnten heute wahrscheinlich nicht einmal mehr jene Verwandten sagen, die ihn mir damals gaben. Vielleicht fanden sie ihn lustig. Und gewiss dachten sie nicht, dass er die Zeit überdauern würde. Das Kreuz aber ging nicht am Tag der Erstkommunion verloren, sondern einige Jahre später. Der Spitzer erinnert also an einen Tag, an dem mir ein anderer Gegenstand geschenkt wurde, der später verloren ging. Die Erinnerung an den Tag der Erstkommunion bedeutet mir jedoch auch nicht viel, denn der christliche Glaube kam mir ja auch, Jahre nach dem Kreuz, abhanden. Fehlfarbene Bilder und ein kurzer Super-8-Film zeigen einen kleinen Jungen in braunem Samtanzug. Neben mir das Schwesterchen in weißem Rock mit bunter Blumenborte, im Haar ein Kränzchen.

Woran also erinnert mich der Bleistiftanspitzer? Ans Übrigbleiben selbst. An die Zeit, die seitdem verging. Das Kind, das ich einmal war. Und plötzlich wird er selbst zum Symbol. Ist es nicht wunderbar, dass dieses kleine Plastikobjekt ausgerechnet eine Reisetasche darstellt? Die einzige Tasche, die ich seit meiner Kindheit dauernd verwendet habe. Um nichts darin zu transportieren mit Ausnahme einiger hauchdünner Holzlocken und mikroskopisch kleiner Grafitbröckchen. War das nicht ein anderes Märchen, das Märchen vom Hans, der immer glücklicher wurde, je mehr Ballast er abwarf, bis nichts blieb als die Serie von Gaben und Gegengaben?

Fremde Hüllen

Judith Wiedemann

Ich trage. Es riecht. Du bist bei mir,
sage ich. Du lachst laut
durch den Hörer.

Vergessen hast du vielleicht,
wie es war.

Nur Bilder unterm Bett erinnern dich
an mich in fremder Hülle.

Ich lache.

Sie riechen nicht.

Mein Leben roch an jenem Abend.

Die fremde Hülle in eine Tasche gestopft
neben meinem Bett, als ich einschlief.

Roch nach Glück und Sorglosigkeit,
roch nach dir, roch nach Ankunft.

Angekommen ist die Hülle nie mehr bei der Fremden.

Sie hofft nicht mehr. Trauert nicht, vermisst nicht.

Hat vergessen, hat ersetzt. Und weiß nichts.

Weiß nicht, dass ihr Bikini noch in deinem Schrank
liegt.

Weiß nicht, dass ihre Hose in Deutschland in die
nächsten Hände ging, ihr Top in Finnland.

Weiß nicht, dass ihre zerrissene Jeans in der
Moskauer Metro einen traurigen Russen
zum Lächeln gebracht hat,

weil sie den Blick freigab auf eine knallige
Blumenleggings.

Weiß nicht, dass ihre Schals in meinem
Umzugskarton schlafen und ihre BHs nie
mehr getragen wurden.

Weiß nicht, dass ihr grauer Pulli inzwischen ein
Loch im Ärmel hat vom vielen Tragen.

Weiß nicht, dass sie „aus dem Koffer“ für mich zum
geflügelten Wort gemacht hat.

Weiß nicht, dass ihr verloren gegangener Koffer
einsam auf einer Bühne stand.

Weiß nicht, dass er ersteigert wurde von einem, der
frisch verliebt war in eine
mit gleicher Größe und gleichem Geschmack wie
sie selbst. In mich.

Weiß nicht, dass ihr blaues Kleid noch immer riecht
wie einst.

Und dass deshalb diese Zeilen in die Welt kommen.
Die Fremde weiß nicht, was war.

War ein Kofferinhalt, der sich verbreitet hat.
War eine fremde Hülle, die mich begleitet hat.
War am Ende doch nichts.

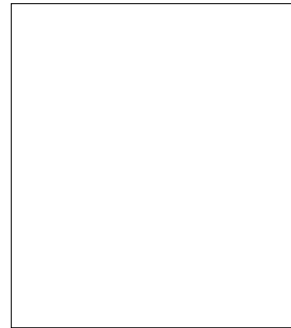
War Kleidung für mich
von dir
von einer Fremdgeliebten in Wahrheit.

Waren Hüllen, in denen der Geruch überlebt hat
nach Glück und Sorglosigkeit
nach einem Wochenende am Anfang von uns
nach Sonnenuntergang am See
nach meiner Hand in deiner Hand im Auto zurück mit Sonne im Gesicht,
nach Weichspüler in Wahrheit, irgendeinem aus dem Supermarkt.
Beliebig ist alles.

Bleibst nur du für dich.
Bleib nur ich für mich.
Übrig.

Wir treiben durch die Welt.
Wer weiß, wer für dich die Hand erheben wird im rechten Moment,
im nächsten schon.

Auf dass du in gute Hände gerätst,
sage ich. Ich lege auf und rieche nichts mehr.
Ich trage nichts mehr.
Auch dich nicht.



ENTBEHRLICH

Eine Entscheidung zwischen Aufheben und Aufgeben

Helen Reinold, Nora Spielvogel

Es gibt Dinge, die werden übrig, weil sie mehrfach vorhanden sind: Wenn ich schon zwei Waffeleisen habe, brauche ich kein drittes. Es gibt Dinge, die nutzlos werden, weil sie ihren Zweck bereits erfüllt haben: eine große Verschiffungskiste nach dem Umzug. Es gibt Dinge, die von vornherein nur eine gewisse Lebensdauer haben: ein Kalender, der automatisch übrig wird, wenn das Jahr vorüber ist. Was haben alle diese Dinge gemeinsam? Sie sind entbehrlich.

Lange hat es gedauert, bis wir uns auf diese Bezeichnung festlegen konnten. Anfangs stand der Begriff *entbehren* im Raum. Damit ist einerseits gemeint: etwas entbehren können – das heißt, auch ohne diesen Gegenstand zurechtkommen. Andererseits kann auch gemeint sein: etwas entbehren müssen – hier hat man keine Wahl, die Entscheidung wurde uns durch äußere Umstände bereits

abgenommen. Letzteres wird auch in der Herleitung des Wortes vom Althochdeutschen *inberan* deutlich, was so viel heißt, wie: nicht (an, bei, mit sich) tragen, bringen.¹ Demnach muss man all das, was man nicht mit sich tragen kann, entbehren.

ENTBEHRLICH hingegen ist – definitorisch gesehen – einfacher zu fassen. Dem Duden zufolge bedeutet das Adjektiv: „nicht notwendig, überflüssig“².

Unserer Auffassung nach ist der Begriff ENTBEHRLICH in seiner Definition offener und lässt mehr Deutungsspielraum. Wenn etwas entbehrlich ist, ist die Entscheidung, ob es tatsächlich aufgegeben wird, noch nicht getroffen. Wenn etwas entbehrt wurde, dann ist dieser Vorgang bereits abgeschlossen – die Entscheidung gegen das Objekt wurde getroffen. Dabei verstehen wir unter Entscheidungen „Situationen, in denen eine Person sich zwischen mindestens zwei Optionen ‚präferentiell‘ entscheidet“³.

Nun geht es uns in unserer Ausstellung um Objekte und deren Geschichten. Objekte, die bereits entbehrt wurden, sind nicht mehr vorhanden – sie sind unserem Zugriff entzogen. Entbehrliche Objekte dagegen stehen gerade an dieser Schwelle, kurz vor der Entscheidung: aufgeben oder doch noch behalten. Dabei ist bedeutend, welche Konsequenzen die Entscheidung nach sich zieht. Dieser Umstand ermöglicht es uns, übrige entbehrliche Objekte tatsächlich auszustellen.

Bei unseren Recherchen wurde schnell deutlich: entbehrlich oder nicht – das ist eine subjektive Entscheidung. Man könnte vermuten, es hänge stets von den Besitzer_innen ab, ob ein Ding entbehrlich ist oder nicht. Interviews zu den Objekten unserer Ausstellung ergaben jedoch, dass diese Entscheidungen vor allem in Beziehungen von Partner_innen beeinflusst werden. So verkaufte uns eine junge Frau auf dem Flohmarkt einen Schellenring. Dieser gehörte eigentlich ihrem Freund. Da die beiden in eine gemeinsame Wohnung zogen, musste Platz geschaffen werden.

Ein weiteres Beispiel zeigt jedoch das Gegenteil: Auch wenn die Besitzerin des Objekts längst selbst der Meinung ist, das Objekt habe ausgedient, wird es dennoch behalten: Marie-Luise Heppner, die uns einen Bauchtrainer (ein Fitnessgerät) als Leihgabe zur Verfügung stellte, berichtete, dass sie diesen bis-

her fast nie benutzt habe. Sie und ihre Familie sind schon mehrfach umgezogen. Jedes Mal versucht ihr Mann sie davon zu überzeugen, den Bauchtrainer endlich auf den Sperrmüll zu bringen. Sie selbst stimmt mehr oder minder zu: Der Bauchtrainer ist eigentlich entbehrlich, da sie ihn nicht nutzt. Beim letzten Umzug lag er bereits auf dem Haufen, der für den Sperrmüll bestimmt war. Lachend berichtet uns die Objektgeberin, sie habe ihn heimlich doch mit in die neue Wohnung genommen. Was steckte hinter dieser Entscheidung? Vermutlich der Gedanke, dass sie den Bauchtrainer zu einem späteren Zeitpunkt doch noch einmal benutzen möchte oder einfach nur die Gewissheit: Er ist noch da und somit auch die Option, sich doch noch Bauchmuskeln antrainieren zu können.

Bei unseren weiteren Recherchen stellten wir fest, dass es ganze Räume gibt, die ebensolche Dinge beherbergen – Dinge, die momentan nicht benutzt werden, also eigentlich entbehrlich sind, und doch aufgehoben werden. Diese Räume sind Orte der Möglichkeiten.

Einer dieser Räume ist der sogenannte ‚Finde-Keller‘ der Familie Reinold – ein Raum gefüllt mit unzähligen Dingen, die äußerst selten benutzt werden. Alle dort vorhandenen Dinge sind noch funktionsfähig – „man kann sich ja so schwer von ‚was trennen“. Außerdem sind die Dinge „zu schade [um sie] wegzuworfen“, wie die Reinolds berichteten.



Dem Phänomen des ‚Finde-Kellers‘ steht eine andere Beobachtung entgegen: Immer mehr Objekte haben eine sehr kurze Lebensdauer. Es scheint, als würde die Gesellschaft der Überproduktion, in der wir uns befinden, dazu beitragen, dass der Wert des einzelnen Objekts immer weiter sinkt. Volker Strauß berichtete uns aufgebracht: „Da machen sich manche aber auch keine Gedanken drüber. Viele schmeißen alles weg und tun nur konsumieren. Das funktioniert aber auf die Dauer [...] nicht.“

Es scheint, als sei das einzelne Objekt für die Besitzer_innen nicht mehr so bedeutend. Nahezu alle Dinge können nachgekauft werden, wenn sie nicht mehr vorhanden sind. Dadurch fällt es wesentlich leichter, sich von Dingen zu trennen. Hinzu kommt: „Das Sich-Trennen, als aktiver Vollzug sich selbst zugerechnet, kann als Bestätigung dienen, kein Abfall zu sein: Wer wegwirft, ist nicht das Weggeworfene!“⁴, so der Medienwissenschaftler Erik Porath.

Mit dieser These werden unserer Vermutung nach vor allem bürgerliche Vorstellungen von Ordnung widergespiegelt. Zugespitzt könnte man behaupten: *Haben* wird prinzipiell positiv bewertet, aber *zuviel haben* oftmals negativ. *Nichts haben* wird prinzipiell negativ bewertet, *wenig haben* – im Sinne von ausgewählt – hingegen eher positiv. So wird ein Messie-Haushalt oftmals mit Abneigung betrachtet, ein minimalistischer Lebensstil gilt hingegen in bestimmten gesellschaftlichen Kreisen als erstrebenswert.

Viel interessanter ist unserer Meinung nach jedoch, wie dabei mit den Dingen umgegangen wird. Was für die einen entbehrlich ist, ist für die anderen un-abkömmlich. Dieser differenzierte Objektumgang stellte für uns einen äußerst spannenden Aspekt bezüglich entbehrlicher Dinge dar. Fraglich ist zunächst allerdings, ob die Dinge von Messies überhaupt übrig sind. Da wir dies nicht bestimmen konnten, beschäftigen wir uns in der Ausstellung nicht näher mit

diesem Aspekt.

Die Beschäftigung mit dem Vorhandensein bürgerlicher Ordnungsvorstellungen brachte uns zu einer weiteren Überlegung: Möglicherweise können Menschen der heutigen Konsumgesellschaft auf Grund dieser Ordnungsvorstellungen schneller Dinge entbehren. Die allgemeine Vorstellung, man könne einfach nicht alles aufheben, führt womöglich dazu, dass immer wieder aussortiert wird und dadurch ‚Ordnung‘ geschaffen wird. Dabei wird eine Auswahl getroffen: Es gibt also Objekte, die wir nicht behalten, die entbehrt werden. Es kommt durchaus vor, dass auch Dinge aussortiert werden, die weder alt noch funktionsunfähig oder defekt sind – kein Müll also. Diese Dinge werden ausrangiert, da sie nicht dem Geschmack der jeweiligen Person entsprechen. Im Umkehrschluss bilden die Objekte, die bleiben, den persönlichen Stil, den eigenen Geschmack ab: Laut Erik Porath ist „Subjektivierung nicht ohne Vermittlung von Gegenständlichkeit“⁵ möglich. Demnach brauchen wir also bestimmte Gegenstände, um eine eigene Persönlichkeit entwickeln zu können. Diese werden sorgfältig ausgewählt, was bedeutet, dass man sich zwangsläufig auch von nicht passenden Dingen trennen muss.

Was schließen wir nun daraus?

Unserer Meinung nach wird die Entscheidung, ob ein Objekt entbehrlich ist oder nicht, in vielen Fällen

ziemlich schnell getroffen. Kaufen – nicht nutzen – wegwerfen – neu kaufen – aufbewahren – wiederverwenden? Wir sind uns dabei im Klaren darüber, dass es auf diese Frage ganz unterschiedliche Antworten gibt – jeder Fall verhält sich anders. Aber die Objekte sind es wert, dass bewusst darüber nachgedacht wird.

Wie steht es denn mit Ihren vermeintlich entbehrlichen Objekten? Finde-Keller, recyceln oder weitergeben?

¹ Vgl. Kluge, Friedrich (2001): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin/New York, Walter de Gruyter, 24., durchgesehene und erweiterte Auflage, S. 246.

² Bibliographisches Institut GmbH (2013): entbehrlich. <http://www.duden.de/rechtschreibung/entbehrlich> (Zugriff: 08.02.2013).

³ Jungermann, Helmut; Pfister, Hans-Rüdiger; Fischer, Katrin (2010): Die Psychologie der Entscheidung. Eine Einführung. 3. Auflage, Heidelberg, Spektrum Akademischer Verlag. 3. Auflage, S. 3.

⁴ Porath, Erik (2001): Von der Vernunft des Sammelns zum Irrsinn des Wegwerfens. In: Ecker, Gisela; Stange, Martina; Vedder, Ulrike (Hg.): Sammeln – Ausstellen – Wegwerfen. Königstein/Taunus, Ulrike Helmer Verlag, S. 272-280, hier S. 273.

⁵ Ebd., S. 275.



Die Geschichte eines Pferdeschuhs

transkribiert, gekürzt und bearbeitet von Nora Spielvogel



Sonja Demuth verkaufte den Pferdeschuh im Herbst auf einem Flohmarkt in Oldenburg. Dabei erzählte sie uns bereits bruchstückhaft, warum er übrig ist. Bei einem Interview im Dezember erfuhren wir dann Genaueres über die Geschichte des Pferdeschuhs. Das Gespräch fand im Haus der Familie Demuth statt. Sonja (im Interview abgekürzt mit S) ist Malerin und Lackiererin. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder und ist 35 Jahre alt. Ihre beiden Kinder waren beim

Interview dabei und spielten miteinander.

Magdalena Götz (im Interview abgekürzt mit M) und Nora Spielvogel (im Interview abgekürzt mit N) sprachen mit Frau Demuth.

S: Mein Vater hat den Pferdeschuh selber nicht benutzt, weil er die Landwirtschaft nicht übernommen hat von seinem Großvater. Zu der Zeit, wo mein Vater Kind war, wird der benutzt worden sein. Also müsste der jetzt so ungefähr 50 bis 60 Jahre alt sein. Der wird wohl selbst gemacht sein, denk ich. Aber nicht von meinen Großeltern.

Von einem Tischler oder so. Vielleicht haben ihn auch Hufschmiede mitgebracht. Der ist schon geschnitzt, bestimmt. Das ist ja Eichenholz – Mooreiche wird das auch sein, also richtiges Eichenholz. Wobei ich nicht davon ausgehe, dass der so viel benutzt worden ist, weil natürlich auch irgendwann die Maschinen, normale Trecker und auch Geräte an-

geschafft werden konnten. Weil der sieht jetzt auch nicht so sehr benutzt aus.

N: Wie wird der denn benutzt?

S: Ja, der Huf kommt hier rein und wird angegurtet. Wie so eine Art Pantoffel. Damit die Pferde nicht im Boden einsinken oder feststecken bleiben. Also gab's sicherlich davon auch vier bis acht Stück, weil ich denk mal, ein Pferd wird das sicher nicht nur immer gemacht haben. Wo die anderen allerdings sind, das weiß ich auch nicht.

Man sieht sowas auch an Bauernhäusern von außen als Schmuck. Manchmal werden die auch bemalt, mit Bauernmalerei oder so. Manchmal ist der Riemen auch schon ab und nur noch dieses Holzding und ja, die meisten Leute wissen eben nicht, was das ist.

N: Und dein Vater hat den Pferdeschuh von seinen Eltern bekommen?

S: Genau, ich nehm an, dass der noch auf dem Bauernhof war. Dass er den mitgenommen hat, weil meine Oma irgendwann mal ein kleineres, neueres Haus gebaut hat, weil die Landwirtschaft dann nicht mehr war. Und das hat ja auch keiner übernommen. Also wurde der Bauernhof auch verkauft. Und dann nehm ich an, dass der da noch lag und ich glaube,

meine Mutter hatte auch eher noch Interesse daran. Ich glaub, die wollte das bestimmt auch mal irgendwann bemalen, oder so. Auch irgendwo als Zierde hinhängen.

Und dann kam es nicht dazu. Dann war alles in der Werkstatt, da hatten wir so ein Regal, da lag alles Mögliche, solche Sachen. Das stand da alles und sollte restauriert werden und irgendwann in Szene gesetzt werden. So ist es dann aber eben nicht gekommen. Und irgendwann hab ich die Sachen halt durchgeguckt, um das dann hier [in ihrem Haus] auch irgendwo hinzulegen und hab aber selber auch gedacht, dass das auch nur ein Staubfänger war. Und ich hatte auch immer gedacht, dass die Leute mal kommen und auch mal fragen „Was ist denn das?“ oder so, weil ich fand das auch immer schön, mich hier mit solchen alten Dingen zu umgeben, um da eventuell auch Interesse zu wecken bei anderen Leuten. Und das kam aber auch nicht so und ich wusste ja, was das ist, für mich war das klar und ich hab das Bild im Kopf.

N: Alles klar. Das heißt, es stand dann auch eine gewisse Zeit hier bei euch im Haus? Hattest du es bewusst irgendwo hingestellt oder hattest du es im Schrank?

S: Das war schon offensichtlich. Das stand im Flur dort so auf einer alten Truhe. Das passte ganz gut,

da konnte man das so oben drauf legen. Ja, ich glaub, manchmal haben die Leute auch einfach nur gedacht: „Was liegt denn da für ein Klumpen Holz?“ Es hat keiner mal gefragt: „Was ist das denn eigentlich?“ und dann hab ich auch gedacht, was soll es denn noch großartig da liegen. Ich kenn das ja.

N: Es gab also, so hab ich das jetzt rausgehört, mehrere Stadien, in denen das Objekt übrig war. Und kannst du sagen, dass du in diesen Stadien unterschiedliche Verbindungen zu diesem Objekt hattest? Weil am Anfang, also als du das von deinem Vater mitgenommen hast, war schätzungsweise das Interesse größer.

S: Ja, es war da. Ich hab mein Haus manchmal am Anfang auch als ein kleines Museum hergerichtet. Weil ich einfach diese Sachen so ganz toll finde. Aber mit der Zeit, [...] also wenn das anscheinend nur einen selber interessiert, wird einem das auch zu langweilig. Wie gesagt, man kennt die Sachen ja selber, also braucht man es nicht unbedingt für sich selber. Ich muss ja nicht in meinem eigenen Museum leben und klar, kann man vielleicht immer nochmal diese Fragen beantworten, wenn man nochmal irgendwo einen Pferdeschuh sieht. Dann kann man da halt intelligent mitschnacken. Und das war's dann auch.

Ja und dann ist es irgendwann, ich glaub auch um

die Weihnachtszeit rum, in den Abstellraum hingewandert, weil dann Weihnachtsdeko hinkam und da ist es nicht mehr rausgekommen. Also nicht, dass man jetzt bewusst gesagt hat: „Ich brauch das Ding jetzt nicht mehr, keiner fragt danach“ oder so, sondern man reduziert Sachen nach einer Zeit, oder ja, manche Sachen werden auch in einen Koffer getan. In den Koffer, da hätte der auch rein gekonnt, um einfach eine Kiste aufzumachen und zu sagen: „Guck mal hier.“ Viele Sachen haben wir da noch, auch alte Schreibmaschinen, Uhren, alles Mögliche. Damit man das auch nur noch irgendwo lagert, aber nicht mehr so seine Umgebung gestaltet. Weil man das einfach nicht mehr braucht für sich selber. Man muss es ja auch sauber halten. Im Haus dann so ein Pferdeschuh, den man dauernd abstauben muss und draußen haben wir auch genug. Sonst schlurr ich von drinnen einfach nur Sachen nach draußen, die übrig sind und dann lebt mein Garten dann noch damit, solange bis es vergeht, verrottet, kaputt geht oder sich auflöst. Und dann ist es einfach auch damit gestorben, im Garten gestorben.

N: Nur gut, dass der Pferdeschuh dann über den Flohmarkt in unsere Hände geraten ist. Was hättest du denn gemacht, wenn du ihn nicht verkauft hättest? Weggeworfen?

S: Nein, nein, weil ich finde, dass manche Sachen

einfach nicht aussterben dürfen. Und das Wissen über viele Sachen darf einfach nicht aussterben und da hab ich dann noch ein Stück Wissen, was ich dann auch an meine Kinder weitergeben kann. Ich kann's denen wenigstens zeigen und sagen: „Guck hier, das ist ein Pferdeschuh“. Nein, wegschmeißen würde ich sowas nicht, nein.

N: Und die Garage von deinem Papa, wo du den Pferdeschuh her hast, meinst du auch, dass es so eine Sache ist, das er dann sagt, das ist so ein Ort, wo ich mir die Möglichkeit offen halte, dass ich das doch nochmal brauche, oder warum stellt er die Sachen da ab?

S: Hm, das weiß ich ehrlich gesagt gar nicht. Ich mach das so. Ich bewahr Sachen auf, die ich irgendwann nochmal gebrauchen kann. Und das kommt auch oft genug vor, dass ich die Sachen noch irgendwann brauche. Und ich glaub, dass das eher meine Mutter immer so gemacht hat, dass das da einfach noch stand. „Ach komm, das schmeißen wir nicht weg, das machen wir noch schön“ – und dann ist es ja immer nicht dazu gekommen und irgendwann stehen die Sachen da. Dann wird es mehr und mehr und irgendwann weiß man nicht mehr, wo man anfangen soll, wenn man wieder was schön machen will.

Meine Mutter lebt nicht mehr, die ist 2003 gestor-

ben. Sie war Alkoholikerin und deshalb war da einfach viel zu viel. Die waren viel zu viel mit sich selber beschäftigt. Wenn das nicht gewesen wäre, wären die Sachen vielleicht auch ganz anders in Szene gesetzt worden. Also, die Absicht war da, aber es ist nicht so weit gekommen, ganz einfach.

- längere Pause -

N: Also ich finde, es ist total wichtig, dass wir hier grad nochmal sitzen, weil ich glaube, beim Flohmarkt hatte ich eine komplett falsche Vorstellung vom Objekt und seinem Werdegang, als das, was du jetzt so dargelegt hast.

M: Was mich nochmal interessieren würde, sind die Aufbewahrungsorte. Das ist jetzt doch nochmal ein spezieller Ort, wenn man sagt, man nimmt das jetzt aus seinem Präsentationszusammenhang, wo man es sehen kann, und legt es dann in einen Koffer, eine Kiste, auf den Dachboden. Das sind ja zum einen Aufbewahrungsorte und dann auch nochmal konkrete Orte, die außerhalb der Sichtweite sind.

S: Das sind Sachen, die eigentlich nicht weggeschmissen werden sollen und dürfen. Da sind so Sachen drin, die aus dem Besitz der Familie stammen, weil leider sterben ja dann die Leute.

Aber so eine Kiste, so Erinnerungen, das ist ge-

mischt, Erinnerungen und so Sachen, die so ursprünglich sind. Ich mag auch diese schnellelebige Zeit überhaupt nicht. Wehr mich auch mit Händen und Füßen gegen alles, was so diese ganze Internetgeschichte angeht. Ich will das alles nicht, ich find das viel schöner, wie es früher alles war, deswegen, weil die Sachen zum Teil auch mit körperlicher Arbeit zusammenhängen und man damals viele Sachen auch mehr zu schätzen wusste, als heute. Viele Leute wissen heute auch gar nicht mehr, was sowas damals bedeutet hat. Ja, alles Mögliche, was man damals halt anders machen musste, muss man heute nicht mehr.

Irgendwie verweichlichen alle so ein bisschen und diese ganzen Sachen von früher dienen ja vielleicht auch dazu, dass man mal zur Besinnung kommt und einfach mal überlegt, was es überhaupt bedeutet, auf der Welt zu sein und was es bedeutet, arbeiten zu dürfen und einen Garten zu haben. Ja, und auch mal wieder aus dem Ursprung was ziehen, Kraft ziehen, aus ursprünglichen Sachen, ist vielen Leuten verloren gegangen und da gehören auch Sachen dazu, die halt keiner mehr braucht.



Was ist entbehrlich?

Ein Essay über die Dingwelt

Stefanie Mallon

Das Hab und Gut unserer Vormieter hat ein Volumen von drei Lastwagenladungen! Ermittelt wurde dies von einem Umzugsunternehmen, das mit dem Transport dieser Masse in ihr neues Haus beauftragt worden war. Das Outsourcing von Umzugsarbeiten ist effizient. Es kostet zwar Geld, doch zum einen sind die Akteur_innen – idealerweise – in systematischem Vorgehen geschult und verfügen über die benötigte spezialisierte Ausrüstung. Zum anderen ersparen sie insbesondere äußerst dingreichen Umzügler_innen auch die oft sehr persönliche Konfrontation mit jedem einzelnen ihrer Gegenstände. Diese Begegnungen können geprägt sein von Erinnerungen, können den Arbeitsprozess durch einsetzendes Sinnieren verzögern, das eigene geplante systematische Vorgehen durch die Entwicklung von neuen Ordnungssystemen – auf Grundlage von biografisch gewachsenen Sinnzusammenhängen – durcheinanderbringen. Die Mühsal dieser Momente kann durch-

aus zu der Frage führen, ob man alle diese Gegenstände letztendlich wirklich braucht. Ich hatte nach einem früheren, sehr traumatischen Umzug mit viel zu viel Ballast meine mobilen Dinge schon auf ein Minimum reduziert. Vieles habe ich, wenn es sehr gut erhalten war, in der Anonymität des Umsonst-Waren-Transfers verschenkt. Allerdings nicht ohne das schlechte Gewissen, den neuen Besitzer_innen Entbehrliches, – weil umsonst – quasi aufgedrängt zu haben. Auch die Freiwilligen im Oldenburger „Geschenkeladen“ ächzen zuweilen. So wurde ein an einem Samstag umständlich vorgefahrenes Auto mit vollgefülltem Anhänger und gutgelaunt aussteigendem Fahrer mit allseits gerauntem: „Alarmstufe Rot, Alarmstufe Rot“ zur Kenntnis genommen. Mit dieser Äußerung wurde der Erfahrung Ausdruck gegeben, dass Menschen, die derart viel dort abzugeben haben, sich oft einfach die Gebühren für die Abfallverwertungsanlagen sparen wollen. Der Über-

gang von ‚noch brauchbar‘ zu ‚Abfall‘ ist fließend. Sammler_innen und Recycler_innen (professionelle oder private) streifen auf der Suche nach Sperrmüll durch die Straßen oder informieren sich im Internet über jeweilige Standorte, um im Aussortierten Wertbares zu suchen und zu finden. In meiner lebhaften und von hoher Mieter_innenbeweglichkeit geprägten Straße habe ich immer wieder beobachtet, wie effektiv dies funktionieren kann. Vor *einem* Sperrmüll standen alle Interessierten allerdings dann doch vollständig ratlos. Der riesige Berg bestand ausnahmsweise wirklich nur aus Müll: Eine strukturlose Masse aus Pappe, Fetzen, Holz und Dreck. Zwangsläufig fragte man sich, wie sie sich wohl in der Wohnung dargestellt haben mag und was sie bis zu dieser Zustandsgröße dort noch zu suchen hatte. Müll hat allerdings, so sagt die Kulturwissenschaftlerin Sonja Windmüller, auch eine Funktion. Er gilt als der Motor der Moderne. Ohne Müll gibt es kein ökonomisches Wachstum.¹ Somit ist (zumindest als Prinzip) auch er nicht entbehrlich. Muss aber jedes Ding, das nicht zum Abfall gezählt wird, auch noch eine Funktion erfüllen? ENTBEHRLICH ist eine Kategorie, die man bei seinem eigenen Besitzum nicht unbedingt nach rationalen Maßstäben ansetzt. Eva S. Roth berichtet von einem Vorfall, bei dem ihre Freundin, als Gefallen, heimlich bei ihr aufräumte. Herumliegendes schien ihr wertlos. Was auf dem Boden lag wurde aufgesaugt, Größeres wurde

im Abfalleimer entsorgt. Roth war bei der Entdeckung der Tat nicht nur empört, sondern auch tief getroffen und maßlos wütend – die hilfsbereite Freundin hingegen vollkommen unvorbereitet auf die erhitze Reaktion und die ausbleibende Dankbarkeit der Freundin.² Peter P. – ein leidenschaftlicher Bücherkäufer und exzessiver Sammler – kauft ein, stellt seine neuen Schätze zuhause ab, wenn er es schafft, steckt er noch dazugehörige Rezensionen aus Zeitungsartikeln hinein, und lässt sie an Ort und Stelle liegen. Lesen wird er sie wahrscheinlich nicht – dafür hat er schon viel zu viele Bücher. Entbehrlich sind sie trotzdem nicht; er ist durch starke emotionale Bande an diese vermeintlich nutzlosen Objekte – ein Buch, das niemand liest? – gefesselt. Bemerkt er, dass eines fehlt, läuft er durch die Wohnung wie ein „weidwund geschossenes Tier“³. Seine Sammlung ist ein Symbol seiner – avantgardistischen, chaotisch widerspenstigen und letztendlich auch einsamen – Anteilhabe am intellektuellen Diskurs. Versuchsweise bringt er sich durch Verleihung eines Buches hin und wieder in dessen Öffentlichkeit ein, manchmal ohne es wieder zurückzuerhalten. Das meiste befindet sich jedoch in vollkommener Sicherheit. Es ist so tief in den Winkeln der Wohnung und Stapeln der Bücher verborgen, dass niemand, nicht einmal Peter P. selbst, ohne systematische Umstrukturierung überhaupt an sie herankommen könnte. Was sich in den Wandschränken hinter massiven Zeitungsstapeln

befindet, hat sich zu einem ‚virtuellem Besitz‘ entwickelt. Er bleibt unberührt und zeitlos, unbeachtet, weder entbehrlich, noch visuell, materiell oder mental belastend, verborgen in unzugänglichen Räumen. Eva S. Roth hat *ihren* virtuellen Besitz, wegen Platzmangels in ihrer Wohnung, „in über 1000 Bananenkartons in dreieinhalb angemieteten Lagerräumen untergebracht, die [sie] jährlich so viel kosten wie ein sechswöchiger Urlaub auf den Malediven mit allem Drum und Dran inklusive der Flüge“⁴. Einige – nicht alle! – der Kartons „beinhalten durchaus nützliche Dinge des täglichen Lebens“, berichtet sie. „Das Dumme ist nur: brauche ich mal eines dieser Dinge, dann finde ich den betreffenden Karton garantiert nicht, da er irgendwo ganz hinten zwischen all den anderen steht. Außerdem sind diese Räume 30 Kilometer von meiner Wohnung entfernt.“⁵ Braucht sie einen dieser Gegenstände, kauft sie sich ihn schließlich doch einfach neu. Ist die gelagerte Version damit entbehrlich? Hier wird deutlich, wie subjektiv die persönliche Entscheidung über diese Frage getroffen wird. Systematische Analysen, wie die des Psychologen Abraham Maslow, hingegen zielen auf Objektivität ab. An seiner schematischen Hierarchisierung der menschlichen Grundbedürfnisse kann man ablesen, dass Nahrung, Wasser, Luft und Schlaf für alle Menschen elementar und damit absolut unentbehrlich sind.⁶ Sind diese physiologischen Anliegen

weitgehend versorgt, wächst grundsätzlich der Antrieb, sich um ‚Sicherheit‘ zu kümmern, dann ‚emotionale‘ und ‚individuelle‘ Ziele zu verfolgen und letztlich auch nach ‚Selbstverwirklichung‘ zu streben. Maslow berücksichtigt in seiner Forschung keine räumlichen oder materiellen Notwendigkeiten, wie zum Beispiel ein Dach über dem Kopf als sichere Zuflucht, persönliche Objekte für den emotionalen Halt, Erinnerungsstücke oder Trophäen der Selbstverwirklichung. Gehören ‚Dinge‘ also nach Maslow nicht zu den allgemeinen Bedürfnissen der Menschen? In Zeiten von Krieg und von Verknappungen wird der private Konsum von Gütern zurückgefahren. Doch gerade in diesen Situationen wird deutlich, wie wenig entbehrlich Dinge sind, und ein sehr sparsamer Lebensstil kann sich zur Tugend entwickeln. Der Leitspruch der sparsamen englischen *Scrimper* ist *waste not, want not*⁷. Dies gilt als Mahnung daran, dass auch vorübergehend als entbehrlich eingestufte Dinge in Zeiten der Not sehr wohl wieder gebraucht werden könnten. Allerdings gibt es im Kontrast dazu auch im Wohlstand Bewegungen der Reduktion unter dem Motto *Wenig haben und gut leben*. Eine Ärztin berichtet, dass sie ihren Kindern beibringt zu reparieren, statt wegzwerfen und neu zu kaufen. Sie sieht im pfleglichen Umgang mit den Dingen eine performativ ausgeführte Wertschätzung der Umwelt.⁸ In der anti-modernen Waldorffilosofie wird sensorischen Über-

reizungen durch Reduktion von Besitztum entgegengewirkt, um so seelisch-geistigen Erkenntnissen den Weg zu ebnen. Wenn man sich jedoch tatsächlich dazu entscheidet, wenig zu haben, fällt auf, wie fein viele unserer Gebrauchsgegenstände auf eine spezifische Funktion abgestimmt sind. Wenn man sich zum Beispiel mit dem einzigen verfügbaren Schraubenzieher ans Werk macht, kann schnell deutlich werden, dass es Schrauben in vielen verschiedenen Größen und mit unterschiedlichsten Passungen gibt. Will man trotzdem ohne differenzierte Spezialausrüstung auskommen, kann man entweder ‚outsourcen‘ (siehe oben) oder sich bereit zeigen, Zeit zu investieren und kreativ zu improvisieren. Doch Kreativität ist ein Konzept, das nicht nur durch Mangel stimuliert werden kann, sondern auch durch gesammelte Materialien. Ende Januar lag ein älterer Mann in Großbritannien in seinem Haus allerdings „30 Stunden lang“ unter seinen Kostbarkeiten begraben.⁹ Nach der Rettung berichtet seine Tochter: „He had all these projects he had on the go in his garage. He gave up on them 20 years ago, but he never gave up collecting the raw materials – he says yes to everything.“ Die Sammlungen eröffnen nämlich prinzipiell einen Raum der Möglichkeiten. Man braucht sie nicht sofort und vielleicht auch nie, im genannten Beispiel wurden sie sogar gefährlich – sind sie damit aber entbehrlich? Der Verwalter unseres neuen Hauses hat mich in Bezug auf den um-

fangreichen Hausstand der Vormieter auf die Größe unseres Kellers aufmerksam gemacht. Er habe sich beim Neubau seines eigenen Hauses gemeinsam mit seiner Frau bewusst entschlossen, keinen Stauraum zu kreieren. Dieser führe automatisch zur Ansammlung von Gerümpel. Dieser Beobachtung und den obigen Gedanken folgend, könnten es der Raum und der Raum der Möglichkeiten sein, die entscheiden, was wirklich entbehrlich ist und was nicht. Auch ich kaufe mit dem Abstand der vergangenen Zeit zum vorletzten Umzug nun wieder entspannter ein, um Material für meine Arbeit direkt hier zur Hand zu haben. Im Keller sind bisher nur ganz ausgewählte Sachen, die man wirklich noch mal brauchen kann.

¹ Vgl. Windmüller, Sonja (2004): Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem. Münster, Lit Verlag.

² Vgl. Roth, Eva S. (2005): Einmal Messie, immer Messie? Momentaufnahmen aus einem chaotischen Leben. Eine Spurensuche. Frankfurt am Main, Klotz. S. 124ff.

³ Mallon, Stefanie (2011): Die Entstehung von Unordnung. Masterarbeit. Unveröffentlichtes Dokument. Oldenburg. S. 97.

⁴ Roth, S. 26.

⁵ Roth, 26f.

⁶ Vgl. A. H. Maslow (1943): A Theory of Human Motivation. In: Psychological Review, 50, S. 370-396.

⁷ „Kein Mangel ohne Verschwendung.“

⁸ Mallon, Stefanie (2013): Interview mit Alice M. Unveröffentlichtes Dokument. Oldenburg.

⁹ Vgl. Hills, Suzannah (2013): Compulsive hoarder, 85, freed from mountain of clutter after getting trapped under bags and boxes for 30 HOURS. Mail Online, 1 February 2013. <http://www.dailymail.co.uk/news/article-2271750/Compulsive-hoarder-85-freed-mountain-clutter-getting-trapped-bags-boxes-30-HOURS.html#axzz2Jl6itHiO> (Zugriff: 9.2.2013).

Boxes: A Moving Story

Helen Reinold

There are so many things we associate with moving, but when it comes down to it, moving is simply transporting objects from one place to another. What happens on either side of the move, however, is what preoccupies us. What do we pack, what do we leave behind? What happens to the things we leave behind? And what is left over when we get wherever it is we are going?

Packing: A Lifestyle

I don't pack light. I've never been able to and I've never apologized for it. And I'm almost used to the jokes my relatives make. My least favorite moment during packing comes when the suitcase is full, but the feeling that you've forgotten something is still there. If I had my way, I would always carry everything with me, like a giant snail. I've always liked the action of packing things, though. As a girl I played with Barbies, and I had a car for them with a functioning

trunk. My favorite thing to do was pack all of the dolls' clothes into their tiny bags and suitcases, put the luggage in the car, and 'drive' it across the room. Once there, I would unpack and start all over again. One year for Christmas when I was in my teens, my parents gave me a 'grown up' suitcase, and that night, in the privacy of my room, I tried to fit my entire wardrobe in it. For fun. A suitcase always looks so big when its empty.

But packing clothes into a suitcase is very different from packing a life into a box. I moved to the United States with my parents and my brother when I was four. I don't really remember packing our German apartment up, but our belongings went into a huge container that was shipped over. My first memory of our new house in Arizona is the day the container arrived. My brother and I ran around inside it, the metal walls shaking and rattling. It was huge and hot and strange. My mother once told me that she

had a dream about packing that container all over again. She puts all of our belongings in Tupperware and stacks them, one by one, in the container. I've always wondered how she handled the furniture.

When we moved from Phoenix to Chicago, our things drove ahead of us in a big, orange moving van. While my parents packed us up, I was busy getting my friends to sign a petition to keep me in Arizona, so I don't remember much about that move either. Moving, and packing especially, became routine when I started college. The regimented move-in procedure schedule, the hundreds of other students hauling their boxes – it's a feeling like no other, moving into a dorm. But though college is an upheaval, the move is safe. I could bring furniture with me; if I forgot to pack something, I could get it over the holidays.

I decided to move back to Germany while I was still an undergraduate, sometime between my sophomore and junior year. For two years I imagined moving, but in the style of a movie montage. I saw tearful farewells from my friends, waving goodbye to my parents at the airport, landing in Germany and clearing customs – the prodigal daughter returned for success and adventure. I imagined what my apartment would look like. But I never daydreamed about the packing. I never thought about what I would need and what I could bring. Until the crate arrived.

Helen and the crate

The thing about the crate is that I saw it for one day, only for a few hours, actually, and then it was gone, packed onto a train from Chicago to New York, then on a ship to Bremen. Clasp my possessions close, the crate left America long before I did, and arrived much later. One could argue that it was the integral part of my move. It carried and shielded the things I need to survive: pots and pans, a winter coat, a Lance Bass bobble head doll, every book I could justify bringing. But as important as the crate was, we were introduced to each other very late in the game, after I had picked what was going in it. A week before we sealed and sent it on its way, the crate was still just an invisible framework. For a week it existed only in theory. My father traced its outline onto the beige carpet of the guest bedroom, arranging empty cardboard boxes as he went. One cubic yard of space, and I had to decide what to fill it with. And what to leave behind.

The problem I had wasn't filling the crate. I could have filled it and many more with ease, by simply taking everything I owned with me. But that wasn't an option. The problem wasn't figuring out what I needed to survive day to day. Towels, pots and pans, important records, spare phone chargers – these objects just belong to our life, and they just belonged in my crate. The problem was deciding what I *wanted* to bring with me. Everything that didn't have a speci-

fic function suddenly seemed useless, but I still wanted to take it with me. I walked around my room and picked things up, asking myself: “Do I need this?” The thing is that the answer was always: “No, but I don’t care.” I didn’t *need* to bring the ceramic coffee cup I painted myself. They have coffee cups in Germany. I didn’t *need* to bring the plastic basket I keep notecards in on my desk. Or the notecards that were still in there. Germany has office supply stores. I didn’t *need* to bring my old history textbooks. But I *wanted* those things. It was these seemingly useless objects that complicated my move. Those objects and the Atlantic Ocean. If I forgot to pack something important, I couldn’t just pop home and pick it up. Leaving something behind suddenly had much bigger consequences.

Moving, like almost no other situation, brings you back in touch with the objects that surround you every day. Everything has to be handled individually, looked at, assessed for value, packed or left behind. It’s not the packing that takes up time. It’s getting stuck remembering. How do we decide what to take with us? Gut feeling, emotion, cold reasoning? All of these things of course play a role. But I would argue that we decide based on what we want our new life to look like. What is a move but a chance to be someone different? The same objects in a different environment suddenly have new meaning. So the crate was carrying not only my belongings, but

what I wanted my new life to look like.

Left behind, left over

What happened to the objects I left behind? My crate was small; I left more in Chicago than I took with me. It is all waiting for me at my parents’ house, sitting in boxes in my old room. I used the move as an opportunity to sift out old, expendable things. That is to say, I was convinced by my mother that the move was a good opportunity to sift out old expendable things. One of my clearest memories of that time is putting a box of old shoes at the end of our driveway for the trash collectors. Before the trash was picked up the next morning, the box was gone. Where did they end up? I’ll never know.

But I know the things I left in my room are in a state of waiting. They aren’t useless, they aren’t broken, but there they sit in storage, unused, forgotten until I return someday. If I never move back to the United States, my things could stay that way for years. Someday my parents might move again, and then those objects will be in another state of crisis. Would I have them shipped to Germany? What is the point, if they didn’t make the cut the first time around? But I’m sure if my parents were to just throw them away I would be up in arms. But I am already losing those objects. Even now, a year and a half after moving, I have a hard time picturing exactly what objects I left behind. I vaguely imagine old stuffed animals,

mementos from high school, clothing, but I struggle to pinpoint any one object I decided not to bring. When I can, it is usually a case of regret – objects I wish I had brought, like a packet of photographs I took in college.

And what is left over from the move here, in Germany? I can only point to one thing: the crate. It accompanied me while moving without actually being there, and now it sits in my apartment, a daily reminder of what I brought with me, and what I left behind. It takes up space, and I toy with the idea of getting rid of it. But why not keep it? It has become an object like the Lance Bass bobble head: a part of my life is stuck deep inside it. All objects are on some level expendable; why we choose not to get rid of them is what makes them special.



Nach dem Umzug

Marco Kerler

Glich die Welt
der Welt
eine Bekannte
formten sich Sätze
unter Stille
lag die Nadel
auf der Platte
und hüpfte
über Rillen
Loop zurück
und vor die Zeit
ein Gegenstand
den man nicht
braucht
ein Teeservice
vielleicht
oder
Keith-Haring-Tassen
aus den 90ern

die unbenutzt
und doch
am Boden
jedes Umzugskartons
jener endlosen
Zeitschleife
die immer mit
dann wieder
hinten im Schrank
oder Bücherregal
im Traum ließ
ich das alles fallen
im Traum
war ich allein

Die ehemals Verflorenen

Marco Kerler

In Kisten gestapelt
liegen sie bereit
fürn Euro
verkauft zu werden
aufm Flohmarkt
wird jeder fündig
nur Namen
hab ich vergessen
das Aussehen
den Geruch

Jetzt stinkt alles nach mir
vielleicht
wollt ich das so



ÜBERHOLT

Von Konzepten, Kabeltelefonen und Kassetten

Melanie Sing, Carolin Schweizer

„Ich brauch’s irgendwie nicht mehr. Das ist überholt für mich. Diese Zeit ist ‘rum. Ich bin kein Ringe-Fan mehr.“¹ Früher hat die Objektgeberin gerne Ringe getragen, aber diese Zeit ist für sie nun vorbei. Ringe passen für sie nicht mehr zu ihrem gegenwärtigen Lebensstil.

Dieses Verständnis von ÜBERHOLT deckt sich mit der Duden-Definition des Adjektivs als „nicht mehr der gegenwärtigen Zeit, dem augenblicklichen Stand der Entwicklung entsprechend“². Damit fallen auch Dinge unter ÜBERHOLT, die nicht zwangsläufig veraltet sein müssen, sondern schlicht nicht mehr zum Leben ihrer Besitzer_innen passen: Deren Leben hat sich weiterentwickelt, die Dinge aber nicht. Damit muss die vorherige Lebensphase nicht unbedingt überwunden worden sein, sie ist einfach abgeschlossen – ganz ohne negative Bewertung dieser Lebensphase.

Der Ring ist also übrig, weil er überholt ist. Und er

ist *noch* übrig – weil er ihr Ehering ist. Diese Ehe ist zwar seit 2004 geschieden, aber als „Meilenstein [ihres] Lebens“ gehört für sie der Ring zu ihrem Leben, er ist Teil ihrer Lebensgeschichte. Sie würde ihn deshalb nie verkaufen oder hergeben.

Ehe: Überholt?

Anfangs war es unsere Idee, diesen überholten Ehering als Symbol zu verwenden für das Überholt-Sein des Konzeptes ‚Ehe‘. Denn hinter diesem Ring steht nicht nur das Konzept von Ringen als Schmuckstück, er ist auch Symbol für den Akt der Verheiratung. Er kann einerseits dann als überholt angesehen werden, wenn sich der Geschmack ändert: „Ich bin kein Ringe-Fan mehr“ oder „Ringe tragen ist ‚out‘“. Andererseits – so dachten wir – kann er auch als überholt gelten, wenn er seinen Symbolcharakter für die Ehe verliert, weil das damit verknüpfte Konzept ‚Ehe‘ sich im gesellschaftlichen Verständnis ge-

ändert hat. Dann wäre der Ring ein materielles Überbleibsel eines immateriellen Konzepts. So muss man heute beispielsweise nicht mehr verheiratet sein, um zusammenziehen zu können – bis 1969 hätte deshalb die vermietende Person der Kuppelerei angeklagt werden können.³ Diese Denkweise gilt heute als überholt. Kinder zu haben, ohne verheiratet zu sein, ist heute in aller Regel ebenfalls keine soziale Tragödie mehr. Daraus leiteten wir die Vermutung ab, dass die Bedeutung der Ehe als gesellschaftliches Konzept abgenommen hat, dass dieses als überholt gilt. Doch warum kämpfen dann gleichgeschlechtliche Paare so vehement dafür, heiraten zu dürfen? Die in Deutschland mögliche Ersatzform einer eingetragenen Lebenspartnerschaft wird immer gefragter.⁴ Zudem ist die Rate der Eheschließungen, nachdem sie seit 1990 kontinuierlich abgenommen hat, seit ein paar Jahren stabil. Das Konzept Ehe scheint demnach noch nicht derart bedeutungslos geworden zu sein, dass es als überholt gelten könnte. Der Ehering kann also auch nicht für das Überholt-Sein des Konzeptes ‚Ehe‘ stehen, sondern nur für die individuelle Geschmacksänderung.

Überholte Technik und der Kampf dagegen

Im Gegensatz zu unserer verfehlten Ausgangsthese zur Ehe konnten wir den Gedanken der überholten Technik weiterverfolgen. Deren Entwicklung scheint nur eine Richtung zu kennen: Immer schneller, bes-

ser, weiter. Der jeweils aktuellste Wissenstand wird fortwährend überholt, und zwar auch im ganz bildlichen Sinne: Der neue Wissensstand überholt den alten, indem er ihn an Geschwindigkeit überholt. Computer und Handys werden immer leistungsfähiger, die ersten Autos fahren vollelektronisch gesteuert: All dies ist nur möglich dank immer schnellerer Rechenleistung⁵.



Je rascher dieser Prozess voranschreitet, desto früher kommen uns Dinge überholt vor:

„Der technische Fortschritt in der Elektronikindustrie hat sich in den vergangenen Jahren stark beschleunigt, aber nirgends dreht sich das Rad derzeit wohl schneller als im Geschäft mit Smartphones. Einst fanden große Entwicklungssprünge alle zwei Jahre statt, heute alle sechs bis zwölf Monate.“⁶

Also, so suggerieren uns immer neue Werbemaß-

nahmen, brauchen wir jedes Jahr ein neues Gerät. Das alte ist überholt. Dass dieses dann aber dennoch nicht weggeworfen werden muss, zeigt ein Beispiel unserer Ausstellung: Ein Objektgeber verkauft regelmäßig sein für ihn überholt gewordenes Smartphone und kauft sich ein neues. Dieses Verlangen nach den immer neuesten Dingen wird als „ideelle Obsoleszenz“⁷ bezeichnet: Der Wunsch, das Neueste vom Neuesten zu besitzen, um nicht altmodisch und überholt zu erscheinen, sondern ‚up-to-date‘ und fortschrittlich. Die Konsumgüterindustrie bedient dieses Bedürfnis geschickt dadurch, dass sie uns regelmäßig „ästhetische Innovation[en]“⁸ ihrer Produkte präsentiert, die wir vermeintlich haben müssen, um uns erfolgreich sozial zu positionieren. Verstärkt wird dieses Bedürfnis durch die sogenannte funktionelle Obsoleszenz: Neue (Teil-)Produkte werden so entwickelt, dass sie nicht mehr mit den früheren kompatibel sind. In eine Digitalkamera passen nach wenigen Jahren schon keine aktuellen Speicherkarten mehr. Also hilft nur eins: Entweder mehrere Speicherkarten mit geringerer Speicherkapazität erwerben oder eine neue Kamera kaufen – obwohl die überholte alte noch einwandfrei funktioniert.⁹

Doch es regt sich Widerstand: Der Schneller-besser-weiter-Mentalität stellen sich Retro-Bewegungen entgegen, bei denen auf ‚überholte‘ Trends zurückgegriffen wird. ‚Out‘ wird dann wieder ‚in‘. Meist

verbinden wir diese Begriffe mit Mode. Interessanterweise bekamen wir in unserer Sammlungsphase aber keinerlei Objekte, die modisch überholt und deshalb übrig geworden sind. Die Retro-Idee findet sich aber nicht nur in der Mode, sondern auch bei Bewegungen wie dem „Reskilling“¹⁰: Dabei geht es um das Wiedererlernen früherer, gemeinhin als überholt angesehener Arbeitstechniken, die aber unabhängig von (fossiler) Energie sind: Von Strick-Workshops mit übrig gebliebenen Stricknadeln der Großmutter über Workshops zum Bau von Lehmöfen bis hin zu Tipps zum Kühlen ohne Kühlschrank.¹¹

Retro in der Wissenschaft

Selbst die Wissenschaft scheut sich nicht, auf ‚überholte‘ Trends und Techniken zurückzugreifen: Wer hätte gedacht, dass die Kassette eventuell als Speichermedium in der Informationstechnologie zurückkehrt? Bereits in den 1980er Jahren parallel zur Diskette verwendet, wurde die ‚Datasette‘ von CD-ROMs und Festplatten überholt, da diese einen einfachen Zugriff ohne umständliches Spulen erlaubten. Derzeit entwickeln Forscher_innen jedoch wieder Kassetten mit Magnetbändern, die die aktuelle Speicherkapazität von Festplatten bei Weitem übersteigen und zudem nur beim Ein- und Ablesen der Daten Strom verbrauchen.¹²

Heben wir also alte Dinge auf, um damit später frühere Arbeitstechniken wieder nachvollziehen zu können?

Warum heben wir überholte Dinge auf?

Da sind zuerst einmal die Dinge, die wir aufbewahren, weil sie noch funktionieren, obwohl sie überholt sind. Sie mögen nicht mehr der aktuellen Mode oder dem heutigen technischen Wissensstand entsprechen, sind uns zum Wegwerfen aber zu schade. Oder wir wollen uns die Möglichkeit bewahren, sie wieder benutzen zu können. Wieso ein Telefon wegwerfen, nur weil ein Gesetz vorschreibt, dass nun auf einer anderen Frequenz gefunkt werden muss? Es funktioniert ja nach wie vor und könnte (illegalerweise) auch weiterhin benutzt werden. Also hebt der Objektgeber es für einen Notfall lieber mal noch auf. Einige Dinge werden jedoch aufgehoben, gerade weil sie überholt sind. Manche Menschen sammeln solche Dinge gezielt¹³ und versuchen so, frühere Arbeitstechniken, Wissensstände, kurz: Vergangenheit zu dokumentieren und zu bewahren. Dies alles könnte ja eventuell noch einmal nützlich werden, wie das Beispiel der ‚Datasette‘ zeigt.

Hierbei wird vorausgesetzt, dass Dinge als Erinnerungsspeicher fungieren. Theoretiker_innen der sozialen Gedächtnisforschung gehen jedoch davon aus, dass Dinge nur dann als Erinnerungsspeicher wirken können, wenn sie in ein soziales Netzwerk eingebettet sind. Dieses sorgt dafür, dass Erinnerungen „durch Kommunikation, d.h. im sprachlichen Austausch mit Mitmenschen, aufgebaut und verfestigt werden“¹⁴. Denn „[e]rst kommentierende Ergänzungen [...] lassen [die Dinge] lebendig werden, machen sie zu sprechenden Zeugnissen“¹⁵.

Doch diese Dinge verweisen nicht nur auf ihre eigene Vergangenheit, sondern erzählen auch immer etwas über ihre Besitzer_innen: Vermeintlich überholte, „tote[...]“ Dinge, die in ihrer ursprünglichen Funktion nicht mehr zu gebrauchen sind, stellen für ihre Sammler_innen bewusst oder unbewusst Zeugnisse dar, in denen sich (ihr) „gelebtes Leben abrufbar“¹⁶ materialisiert.¹⁷ Ein Objektgeber hebt beispielsweise sogar dann noch alte, inzwischen überholte Dinge auf, wenn sie defekt sind. Der Fotoapparat verkörpert für ihn trotzdem noch die frühere analoge Fotografiertechnik; er zeigt für ihn, wie das Leben früher war. Er zeigt aber auch, wie wichtig dem Objektgeber das Bewahren alter Dinge ist.

Bewusst aufbewahrt werden auch diejenigen Dinge, mit denen wir Erinnerungen verknüpfen und zu denen wir dadurch eine emotionale Bindung haben:



Da ist zum Beispiel die zur Wärmflasche umfunktionierte Schnapsflasche, die einer unserer Objektgeber früher selbst verwendet hatte und die dann noch der Hund jahrelang ins Körbchen gelegt bekam. Da sind das selbst gemalte Bild und die selbst gebastelte Tigerente von früher, sowie das alte Kabeltelefon, das ein Objektgeber als Gag zum Geburtstag bekam. Würden wir uns davon trennen, wäre es, als ob wir einen Teil von uns selbst verlören – ein schmerzhafter Prozess.¹⁸

Zu manchen dieser Objekte ist die Bindung so stark, dass sie zentraler Bestandteil unserer Identität werden.¹⁹ Obwohl die geschiedene Objektgeberin generell keine Ringe mehr tragen möchte, bewahrt sie den Ehering weiterhin auf als Symbol für einen zentralen Abschnitt ihres Lebens – der Ehering gehörte lange Zeit wie selbstverständlich zu ihr.²⁰

Rolf Haubl, Professor für psychoanalytische Sozialpsychologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, spricht in diesem Zusammenhang von Dingen als „biografischen Markern“ oder „autobiografischen Souvenirs“²¹: Dinge, die die eigene Vergangenheit vergegenwärtigen und so die eigene Identität sichern. Mithilfe der Dinge erinnern wir uns an vergangene Erlebnisse und versuchen, diese vor dem Vergessen zu bewahren, sie „ding-fest“ zu machen²² – auch wenn die Dinge an sich schon längst überholt sind.

¹ Persönliches Interview am 27.12.2012.

² Bibliographisches Institut GmbH (2013): überholt. <http://www.duden.de/rechtschreibung/ueberholt>. (Zugriff: 08.02.2013).

³ „Wer gewohnheitsmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet, wird wegen Kuppelei mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft.“ (§ 180, Abs. 1, StGB von 1964). Dieser Straftatbestand ist seit 1973 abgeschafft.

⁴ Der Anteil der gleichgeschlechtlichen Paare, die als eingetragene Lebenspartnerschaften registriert sind, stieg von 19% (2006) auf 37% (2010). Allerdings beruhen diese Zahlen auf freiwilligen Angaben des Mikrozensus; eine offizielle bundesweite Erfassung gleichgeschlechtlicher Lebenspartnerschaften gibt es noch nicht. Vgl. Statistisches Bundesamt (2011): Deutschlandweit rund 23000 eingetragene Lebenspartnerschaften. Zahl der Woche vom 21.06.2011 - https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/zdw/2011/PD11_025_p002.html (Zugriff: 05.02.2013).

⁵ Nach dem Mooreschen Gesetz, einem zentralen Statut der Informatik, verdoppeln sich die Zahl der Transistoren auf einem Chip alle 24 Monate. Durch die höhere Anzahl wird die Speicherkapazität des Chips größer, wodurch immer mehr Aktivitäten parallel ablaufen können. Dadurch steigt die Arbeitsgeschwindigkeit.

⁶ Schulz, Thomas (2013): Im Zeichen der Brombeere. In: Der Spiegel, Heft 5, S. 71f.

⁷ Vgl. lat. *obsolescere* = sich abnutzen, veralten.

⁸ Haug, Wolfgang Fritz (2009): Kritik der Warenästhetik. Gefolgt von Warenästhetik im High-Tech-Kapitalismus. Frankfurt/Main, Suhrkamp. Überarbeitete Neuausgabe, S. 66.

⁹ Eine dritte Form der Obsoleszenz ist die geplante beziehungsweise künstliche Obsoleszenz. Sie ist aber wissenschaftlich umstritten. Einer der Auslöser für die inzwischen auch öffentlich geführte Debatte dürfte die ARTE-Dokumentation *Kaufen für die Müllhalde* von Cosima Dannoritzer (abrufbar unter <http://www.youtube.com/watch?v=zVFZ4Ocz4VA>) gewesen sein. Sie versucht darin zu belegen, dass die Lebensdauer von Geräten absichtlich durch ‚Sollbruchstellen‘ verringert wird. Obwohl der technische Fortschritt ermögliche, qualitativ hochwertige, länger haltbare Produkte herzustellen, sei oftmals kurz nach Ablauf der Garantiezeitraums das Gerät nicht mehr funktionstüchtig.

Eine Reparatur lohnt sich häufig nicht, da das Ersetzen des defekten Teils teurer wäre als eine Neuanschaffung. Für Andreas Hirstein, Ressortleiter Wissen der NZZ am Sonntag, ist die geplante Obsoleszenz dagegen ein „modernes Märchen“: Die Lebensdauer eines Produktes sei lediglich an den Bedürfnissen seiner Konsument_innen ausgelegt und eine durchschnittliche Heimwerker-Bohrmaschine werde nun einmal nur elf Minuten benutzt. Vgl. http://webpaper.nzz.ch/2012/11/18/wissen/JVVQV/moderne-maerchen-der-konsumkritik?guest_pass=110dd13ffe:JVQV:ef4e378677b96b39f125904ed3a2733dfd80ab9c (Zugriff: 08.02.2013).

¹⁰ Die Transition-Bewegung zielt darauf ab, unter den Schlagwörter Relokalisierung, Resilienz und Reskilling eine postfossile Wirtschaftsform zu etablieren, die unabhängig ist von (fossiler) Energie, dadurch unabhängig ist von globalen Warenströmen (--> Relokalisierung) und dadurch möglichst widerstandsfähig (resilient) gegenüber Störungen ist. Um dies zu erreichen, sollen frühere Arbeitstechniken wieder gelernt werden (Reskilling), die mit möglichst wenig bis keinem Strom auskommen. Außerdem sollen durch das Reskilling Konsument_innen in die Lage versetzt werden, Geräte zu reparieren anstatt sie zu entsorgen, da die Produktion von neuen Geräten wiederum Energie und Rohstoffe kostet. Auch in Deutschland gibt es sogenannte Transition-Towns. Dazu zählen beispielsweise Bielefeld, Freiburg und Kassel.

¹¹ Webseiten dazu sind beispielsweise <http://transitionus.org/knowledge-hub/themes/reskilling> und <http://www.transition-initiativen.de/group/wiedererlernenalterfahigkeitenreskilling> (Zugriff: 09.02.2013).

¹² Festplatten hingegen stehen unter ständiger Stromzufuhr, was den schnellen Zugriff auf Daten erlaubt. Vgl. hierzu: <http://www.newscientist.de/inhalt/speichermedien-das-comeback-der-kassette-a-876896.html> (Zugriff: 09.02.2013).

¹³ Jedoch: „[G]leich neben den Geschichten und Anekdoten, die jeder echte Sammler zu seinen Stücken erzählen kann, steht das zwanghafte Kein-Ende-finden-können.“ (Springer, Peter (Hg.) (1984): Gesammelt in und um Oldenburg. Aspekte der Alltagskultur. Zur Ausstellung im Oldenburger Kunstverein 8. I. - 17. II. 1984, Oldenburg, S. 11). In diesem Fall beherrschen die Dinge die Sammler_innen – und nicht umgekehrt.

¹⁴ Assmann, Aleida (2007): Der lange Schatten der Vergangen-

heit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 633), Bonn, C.H.Beck. S. 25.

¹⁵ Springer, Peter (Hg.) (1984): Gesammelt in und um Oldenburg. Aspekte der Alltagskultur. Zur Ausstellung im Oldenburger Kunstverein 8. I. - 17. II. 1984, Oldenburg, S. 11.

¹⁶ Ebd., S. 11.

¹⁷ Die privaten Sammlungen von Alltagsgegenständen Oldenburger Bürger_innen waren 1984 Teil einer Ausstellung im Oldenburger Kunstverein: Vgl. hierzu: Springer, Peter (Hg.) (1984): Gesammelt in und um Oldenburg. Aspekte der Alltagskultur. Zur Ausstellung im Oldenburger Kunstverein 8. I. - 17. II. 1984, Oldenburg.

¹⁸ Vgl. Putnam, Tim; Swales, Valerie (2001): Between Keeping and Not-Keeping, In: Ecker, Gisela; Stange, Martina; Vedder, Ulrike (Hg.): Sammeln – Ausstellen – Wegwerfen. Königstein/Taunus, Helmer. S. 287.

¹⁹ „[Their] keeping implicates objects in processes that sustain or return energy to the subject, and gain prominence as points of orientation. Such objects can truly be spoken of as having been ‘re-incorporated’.“ (Putnam, Tim; Swales, Valerie (2001): Between Keeping and Not-Keeping, In: Ecker, Gisela; Stange, Martina; Vedder, Ulrike (Hg.): Sammeln – Ausstellen – Wegwerfen. Königstein/Taunus, Helmer. S. 281).

²⁰ Putnam spricht in einem vergleichbaren Zusammenhang von „prolongation of the body“, der Verlängerung des Körpers durch das Objekt. Vgl. ebd., S. 287.

²¹ Vgl. Schwarz, Christopher (2012): Besitz macht glücklich. In: Wirtschaftswoche. Artikel vom 11.11.2012. Abrufbar unter: <http://www.wiwo.de/erfolg/trends/konsum-besitz-macht-gluecklich-/7334608.html> (Zugriff: 10.02.2013).

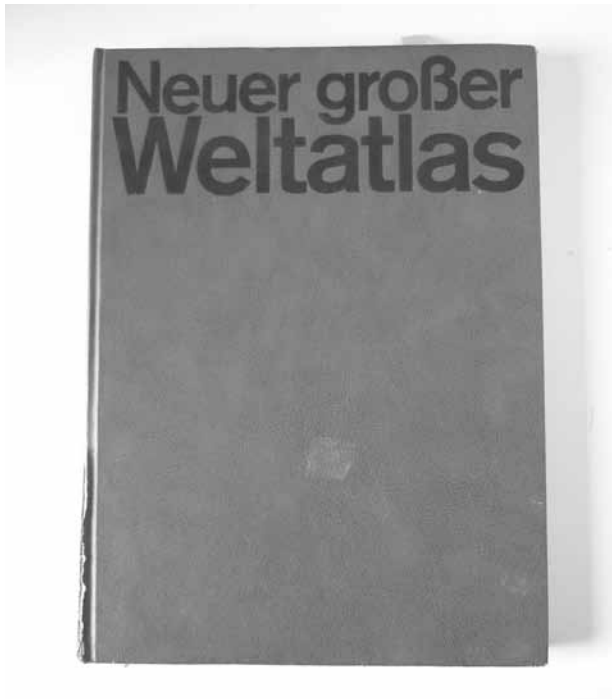
²² Vgl. Springer, Peter (Hg.) (1984): Gesammelt in und um Oldenburg. Aspekte der Alltagskultur. Zur Ausstellung im Oldenburger Kunstverein 8. I. - 17. II. 1984, Oldenburg, S. 10.



„Flüsse ändern sich nicht“

Interview zu einem Atlas

Transkribiert, geändert und gekürzt von Melanie Sing



Eigentlich wollte ich meinen Vater am Telefon nur fragen, ob er mir für die Ausstellung unseren alten Globus schicken könnte – ich wollte daran überholte politische Grenzen thematisieren. Leider gibt es diesen Globus aber nicht mehr – er ist schon vor mehreren Jahren kaputt gegangen. Er hörte mir wohl meine Enttäuschung darüber an und wanderte dann – mit dem Telefon in der Hand – durchs Haus auf der Suche nach einem Ersatz dafür. Im Bücherregal fand er schließlich zwei alte Atlanten. Keiner davon gehörte jedoch ihm. Es stellte sich heraus, dass der eine seiner jetzigen Partnerin gehört – und der andere seiner Ex-Freundin [A.S.].

Da ich wissen wollte, warum sie ihren Atlas – im Gegensatz zu ihren anderen Büchern aus dem Bücherregal – nicht mitgenommen hatte, traf ich mich mit ihr bei meinem nächsten Besuch in der Heimat. Das Gespräch fand am 28.12.2012 bei ihr im Wohnzimmer statt, im Beisein einer zufällig anwesenden Freundin.

Ich: Bekannt vorkommen tut er dir schon, oder?

A.S.: Den kenn' ich von außen, klar! [...] Aber das ist kein Schulatlas [...] – im Schulatlas wären ja gar nicht unsere Namen so drin, den muss Papa so gekauft haben [...]. Wenn der [Schulatlas] um die '80 ist, Papa ist '86 gestorben... Du, da hab' ich schon mal reingeguckt, das weiß ich auch... [...] Aber ich dachte nicht, dass der von uns ist. Witzig.

Ich: Das heißt, dir war gar nicht mehr klar, dass er dir gehört und darum hast du ihn auch nicht mit umgezogen? Oder warum ist der in B. geblieben?

A.S.: Warum der in B. geblieben ist, jetzt frag mich so was! Weißt du, was das für ein Gedöns und für ein Chaos war, das Ausziehen? Ach, Melanie! (Lachen) (Blättern im Schulatlas) [...]

(Wieder ernst): Was ist da drin?

Ich: [...] Das gehört nicht dazu, würd' ich sagen. Ich glaub nicht, dass man in Monaco einen deutschen Atlas kaufen kann...

A.S.: (Hält einen kleinen Zettel in der Hand) Weißt du, was das war? Das war ne Knolle! Die wir mal gekriegt haben, der R. und ich. [...] Wir waren im VW-Bus, damals, [...] und damit sind wir dann nach Monaco [...] gefahren [...]. Da hatten wir ne Knolle

gekriegt, und die haben wir einem anderen drange-macht, da war nämlich noch kein internationales Abkommen (Lachen).

Ich: Und ihr habt das Ding hier jemandem anderen hingemacht?

A.S.: [...] Nein, da gab's noch ein Teil, was da dran war. (Lachen)

Freundin: Das Ding habt ihr behalten? Und ist wohl im Atlas gelandet!

A.S.: Weil ich nicht wusste: Kommt da noch was? Nur dass wir dann wissen, woher es kommt! [...]

Freundin: Aber hast du denn jetzt noch einen Atlas?

A.S.: Ich glaub' gar nicht. Ich hab' keinen mehr. [...] Die Leonie – wenn wir was nachgucken müssen, müssen wir Leonie immer ins Zimmer schicken, dann muss sie ihren Schulatlas holen – ich hab' jetzt keinen gehabt. Nein.

Ich: Möchtest du diesen wieder haben nach der Ausstellung?

A.S.: Wenn du den dann übrig hast – gerne! [...]

Ich: Und du würdest ihn auch weiterbenutzen, obwohl der nicht mehr aktuell ist?

A.S.: [...] Würd' ich schon noch reingucken [...].

Freundin: Manche Dinge haben sich ja nicht verändert.

A.S.: Manches ist noch gleich geblieben. Also [...] die Flüsse werden sich nicht verändert haben. [...] Die geteilte ehemalige Reichshauptstadt – (Lachen). Aber das sind ja eigentlich Bilder, mit denen wir groß geworden sind. [...] Deutsche Demokratische Republik... Da hab' ich ja ganze Grenzbilder dazu. Da war meine ganze Familie, da drüben, von Oma. Von meiner Mutter. Die ganzen Geschwister. [...] Jugoslawien, bin ich damals mal hingefahren, das gibt's nicht mehr, das ist jetzt Kroatien oder Serbien – wir sind nach Jugoslawien zwei Mal, das war mein erster Urlaub [...].

Ich: Tschechoslowakei gibt's auch keine mehr...

A.S.: Genau! Tschechoslowakei, das gibt's nicht mehr [...]. ...Die ganzen neuen deutschen Bundesländer sind da nicht drin. [...]

Ich: Übrigens, [...] ich hab' das ja vorhin erzählt, dass wir alte Landkarten [für die Ausstellung] wollen, auch

von der Zeit [der] großen ‚Entdecker‘ – Kolumbus und so – da haben sich die Weltkarten ja unheimlich verändert –

A.S.: Da haben sie ja dauernd was neues entdeckt!

Ich: ...Man wusste ja ganz viel nicht – genau. [...] Du hast vorhin gesagt, Flüsse ändern sich nicht, [...] deswegen kann man so einen Atlas weiterhin verwenden. Würdest du sagen, dass das alles so, wie das in diesem Atlas jetzt drinnen ist, dass sich das nicht mehr verändert? Dass das korrekt ist? Dass wir inzwischen Bescheid wissen, über alle Kontinentverläufe[?] [...] [G]laubst du, dass man heute noch neue Inseln entdecken kann?

A.S.: Ne, durch die Satellitenforschung... weiß ich nicht. Ich glaube, da ist ziemlich viel gesehen, oder? [...] [Pause] Inseln können sich bilden! Verändern kann sich schon noch etwas. Oder verlanden [...] Natürlich. Neu entdecken – weiß ich nicht, aber es verändert [sich] mit Sicherheit: Die Malediven, die gibt's ja irgendwann auch nicht mehr.

Ich: Aber [...] in diesem Atlas – ich hab's extra nachguckt, es stimmt tatsächlich: Da ist ne Insel [...] eingezeichnet – die existiert nicht.

A.S.: Ist die verlandet?

Ich: Nein. Die hat nie existiert.

Freundin: Was für eine Insel?

A.S.: Wo denn?

Ich: Die ist mini (Blättern bis zur Karte von Australien) [...]: Sandy Island! [Das h]aben sie im November [2012] erst herausgefunden, weil sie eine Expedition dahin gemacht haben, und dann haben sie festgestellt, [...] dass die Insel nicht existiert. (Pause) Hier ist es: Ile de Sable.

A.S.: Und die gibt's gar nicht?

Ich: Die gibt's – nicht. Nein.

A.S.: Ja, weil es die nicht mehr gibt, weil das Meer diese Insel –

Ich: Nein, das Meer ist dort 1400 [Meter] tief –

A.S.: Wie ist es bei den Malediven, die gibt's ja auch irgendwann nicht mehr, die musst du ja jetzt betauchen, wenn du die noch –

Ich: Ja, aber selbst wenn die einmal existiert hätte und wir haben heute einen fünf oder zehn oder 50 Meter höheren Meeresspiegel, dann müsste man ja

trotzdem über Echolot –

A.S: [...] mitkriegen, dass da darunter was war. [...]

Ich: [A]lso, ganz viele Landkarten sind einfach so entstanden, dass [...] ganz viele Inseln einfach aus Berichten eingetragen worden [sind], von irgendwelchen Forschungsreisenden, die erzählt haben, sie hätten da und da eine Insel gesehen und dann hat man die einfach mal so eingezeichnet und dann ist man erneut hingefahren und hat nachgemessen und festgestellt, dass es so und so doch nicht stimmt und so haben sich unsere Karten verändert und immer mehr denjenigen angeglichen, die wir heute haben. Aber es gibt ein paar – Phantominseln nennt man die – das sind Inseln, die nie existiert haben, die man aber immer von der einen Karte auf die nächste mitkopiert hat.

A.S.: Das hab' ich nicht gewusst.

Freundin: Das ist echt krass, was? [...] Ich muss dann mal beim R. [ihrem Sohn] auf seiner Weltkarte schauen, die er in seinem Zimmer hängen hat [...].

Ich: Es war wohl auch so, dass auf Google Earth [...] bei Sandy Island einfach schwarz war. Also nicht mehr blau, sondern die haben das dann schwarz eingefärbt. Vermutlich weil sie festgestellt haben,

dass da irgendwas nicht stimmt. Und dann sind natürlich auch die wildesten Verschwörungstheorien in Gange gekommen: „Was ist das für ein schwarzes Ding?“ und „Militärbasis“ und –

A.S.: Bermuda-Dreieck – diese ganzen Verschwörungen...

Ich: Genau, und dann haben welche von der University of Sydney eine Expedition dahin gemacht, da da das Meer sehr tief ist eigentlich und die sich nicht vorstellen konnten, [...] was das für eine komische Insel ist, [...] bei einer solchen Meerestiefe [...]. Und dann haben sie festgestellt, dass es diese Insel einfach nicht gibt.

A.S.: Ha ja, dann wird sich's natürlich noch verändern [...]. Das Leben ist Veränderung, also das auch.

Ich: Tja. Also auch in heutigen Schulatlanten, wo man meinen könnte, dass da keine falschen Inseln mehr eingezeichnet sind, gibt es noch welche – [...]

Freundin: Wahnsinn. Da guck ich echt auf dieser Weltkarte, aber da ist die sicher drauf. Wenn das jetzt ganz frisch ist...



Bildungsarchitekturen: Was war Universität?

Kathrin Peters

Dinge nehmen Bedeutungen an und werden sie wieder los. „Die Signifikanten bleiben, die Signifikate ziehen vorüber“, so hat es Roland Barthes beschrieben. Das heißt: Die Gegenstände und Objekte sind noch da, aber die Bedeutungen, die ihnen verliehen werden, verändern sich. Zuweilen scheint die Form der Dinge nicht mehr zu ihrer neuen Aufladung zu passen. Sie wirken dann wie übriggeblieben, was sie entweder zu bedeutungslosen, zu nostalgischen oder auch zu ungeliebten Gegenständen werden lässt.

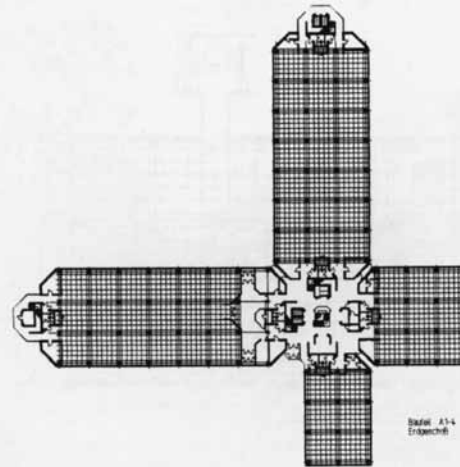
Dieser Prozess lässt sich sehr gut an Architekturen beobachten, die ja zunächst einmal Gegenstände sind (vielleicht auch Widerstände). Dass sich die Zuschreibungen an Architekturen verschieben, davon zeugen sowohl Abrisse von durchaus noch funktionierenden Gebäuden als auch Denkmalschutzanstrengungen. Irgendetwas haftet den Gebäuden

noch an, was nicht mehr gültig, was aber übrig ist. Zum Beispiel: Beinahe niemand mag die Betonarchitekturen der Universitätsbauten der 1960er und 70er Jahre, diese Campus-Universitäten aus mehr oder weniger hohen kubischen Bauten, die durch Tunnels und Überführungen miteinander verbunden sind und die durchzogen von Grünflächen an den Rand der bundesrepublikanischen Städte gestellt worden sind – in Bielefeld, Konstanz, Regensburg, Berlin, Bremen, Essen und anderswo. Die geisteswissenschaftlichen Fakultäten der Universität Marburg, die als verstreute Solitäre auf den Lahnwiesen stehen, sollen abgerissen werden. Stattdessen wird ein geschwungener Glasbau in zentraler Lage entstehen. Die Universität Bochum, dieser Satellit, der im Ruhrtal gelandet ist, muss sich seit Jahrzehnten mit dem Mythos einer hohen Selbstmordrate herumschlagen, als ob man zwischen Einkaufspassage, Audimax und Mensa nicht auch ein gutes Leben

haben könnte. Und über die Universität Oldenburg lässt sich immer wieder vernehmen, wie nicht nur baulich verwirrend, sondern hässlich das AVZ (Allgemeines Verfügungszentrum oder in zeittypischer Kodierung: A2) sei.

Dabei ging es mit der funktionalen Universitätsarchitektur keineswegs bloß darum, für die neuen Studierendenmengen nach dem Krieg schnell und billig riesige Anlagen zu bauen, die man seither despektierlich ‚Massenuniversität‘ nennt und gegen die gegenwärtig mit Exzellenzkonzepten angegangen wird. Denn das Bauen für die „große Zahl“ hatte durchaus sowohl ästhetische als auch bildungspolitische Bedeutungen, die sich in den Gebäudekomplexen niedergeschlagen haben und von denen die immer ein wenig zu groß geratenen heutigen Verwerfungen ex negativo auch sprechen. So stehen die zahlreichen baulichen Übergänge für disziplinäre Übergänge zwischen den Fächern und sogar zwischen den Fakultäten. Wenn uns die Treppenhäuser in Flure werfen, ohne dass wir sogleich erkennen, wohin wir gehen müssten, um dort anzukommen, wo wir hin wollten, dann handelt es sich nicht um bauliche Mängel, sondern um ein Konzept: Interdisziplinarität. Wo sind wir? Auf welchem Flur, in welchem Fach?

Die Ablehnung jeder Architektur von Haupt- und Nebengebäuden ist nicht zuletzt als symbolische Kritik an der hierarchischen und disziplinären Ord-



Das Allgemeine Aufbau- und Verfügungszentrum, fertiggestellt 1975

nung von Fakultäten zu verstehen. Ebenso diene die Raumaufteilung einem Lehrbetrieb, der einem Projektstudium in Arbeitsgruppen Vorschub leisten sollte; Arbeitsgruppen, die problemorientiert und ohne Leistungsziele arbeiten und die ein Machtgefälle der Statusgruppen (Professor_innen und Mitarbeiter_innen) sowie ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden vermeiden. Die Reformuniversitätsbauten gewährleisteten daher eine Wandelbarkeit der Raumaufteilungen sowie die jederzeitige Erweiterbarkeit der Bauten in die Höhe und Breite (was meines Wissens nie umgesetzt wurde, wahrscheinlich, weil bereits eine neue Reform andere bauliche Konzepte verfolgte). Geschäfte, Cafés und Kindergärten hätten sich in den Campus eingliedern können, um die Universität mit anderen gesellschaftlichen Bereichen zu durchdringen und sie nach außen hin, das heißt auch für Nicht-Akademiker_innen, zu öffnen.

Zu diesem Zweck wurden Hochschulbausysteme entwickelt, die auf industriell erzeugten Modulen beruhen. Für das Oldenburger AVZ (1973) wurde ein Hochschulbausystem verwendet, das aus Nordrhein-Westfalen stammte. Es war neben dem Berliner und dem Marburger System das prominenteste seiner Zeit. Welche Bildungsvorstellungen mit diesen Bausystemen umgesetzt werden sollten, kann man gut in einer Schrift nachlesen, deren Klang aus vergangenen Zeiten zu uns herüber weht: „Ziel inten-

dierter Formen wissenschaftlichen Zusammenhandelns in Forschung, Lehre und Studium sollte die Überwindung desintegrierter Realitätsbezüge fachimmanenten Denkens zugunsten eines fachwissenschaftsübergreifenden Gesellschaftsbezugs sein. Angestrebte Erkenntnisse und Zielvorstellungen auf der Grundlage überfachlichen Zusammenhandelns von Einzelwissenschaften in Forschung, Lehre und Studium, (sic) sind als Prozesse zu verstehen, deren Basis Kommunikation ist.“³ So steht es in einer Diplomarbeit aus dem Jahr 1974, zu finden in der Universitätsbibliothek Oldenburg, die sich BIS (Bibliotheks- und Informationssystem) nennt, um ein tendenziell elitäres Gut wie Bildung durch den Begriff ‚Information‘ zu ersetzen, der wie ‚Kommunikation‘ ein Zauberwort der 1970er Jahre war. Welches sind unsere heutigen Zauberwörter, unsere Fetische und Phantome? Exzellenz? Leistung? Kompetenz? Messbarkeit? Und wie sehen die Gebäude dazu aus?

Etwas auszustellen heißt, den Dingen Bedeutungen hinzuzufügen (was häufig in der Kunst geschieht) oder vergangene Bedeutungen an den Dingen wieder sichtbar zu machen. Die Universitäten befinden sich wie alle Bildungsinstitutionen seit Jahrzehnten in einem beständigen, nicht abreißenden Reformprozess, der maßgebliche Teile der Arbeit, die in Universitäten geleistet wird, in Anspruch nimmt.

Man könnte nun überlegen, wie sich das, was von Konzept und Geschichte früherer Bildungsreformen übrig ist, an den Gebäuden erkennbar und sichtbar machen ließe. Denn wie Bildungsarchitekturen konkret aussehen und wie wir uns in ihnen bewegen, ist keine unwesentliche, keine rein formale Angelegenheit, sondern hat mit unserem Lehren, Lernen und Forschen zu tun: „Aus welchen Gebäuden kommen welche Ergebnisse? Welche Architekturen produzieren welche Texte? [...] Vielleicht sollten wir an das Schreiben unserer Texte auch einmal den Maßstab der Gebäude anlegen, in denen wir sitzen.“⁴

¹ Barthes, Roland (1967/70): *Semiologie und Stadtplanung*. In: ders.: *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt/M., Suhrkamp, 1988, S. 199–208, hier S. 205.

² Das Bauen für die „große Zahl“ ist ein Konzept der Nachkriegsarchitektur, das sich aus den CIAM (Congrès Internationaux d'Architecture Moderne) herausgebildet hat und das Großplanungen – allen voran Le Corbusiers – deutlich veränderte, indem die moderne Architektur nicht mehr als Auflösung urbaner Dichte im Sinne einer Stadtlandschaft, sondern als städtische Binnenstruktur aufgefasst wurde. Hierfür stehen vor allem die Architekt_innen des Team X ein. Von dessen Mitgliedern stammen die Neubauten der Freien Universität Berlin (1963/1973, Georges Candilis, Alexis Josic und Shadrach Woods). Vgl. Avermaete, Tom (2005): *Another Modern – the Post-War Architecture and Urbanism of Candilis–Josic–Woods*. Rotterdam, NAI Publishers.

³ Dzwillo, Rolf; Leroudier, Norbert; Möller, Bernd (1974): *Untersuchungen von Strukturmodellen des tertiären Bildungssektors und ihrer Auswirkungen auf die bauliche Konkretisierung*, dargestellt an der Gesamthochschule Oldenburg. Diplomarbeit, Berlin.

⁴ Hüser, Rembert (2010): *Filmfestschriften*: In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Nr. 3, SSW. 57.

Silberne Scheiben

Harald Kraemer

Es gibt da dieses merkwürdige Ding, das seit Jahren auf meinem Schreibtisch herumgeschoben wird. Oftmals taucht es unter einem Wust von alltäglichen Nichtigkeiten ab. Dann wieder steht es kurz im Mittelpunkt meines Interesses. Letzteres ist jedoch nie von längerer Dauer. Manches Mal dient es als eine Art Briefbeschwerer, dann wiederum als Ablage für kleine Zettel. Sogar eine Tasse wurde darauf schon abgestellt. Das Ding besteht eigentlich aus zwei Teilen. Die Verpackung hat die Maße 125x140x7mm, aufgeklappt sogar 427mm. Und die dazugehörige silberne Scheibe hat einen Durchmesser von 120mm, in deren Mitte sich ein Loch von 15mm Durchmesser befindet. Die eine Seite schillert in den Farben des Regenbogens und spiegelt mein Antlitz. Die andere ebenso. Dort steht in weißer Schrift drauf: „vienna walk“ und in grauer Schrift und recht klein: „demo“.

Und unten findet sich noch: © Science Wonder Pro-

ductions 1998. Überall auf der Scheibe sind meine Fingerabdrücke zu sehen. Ich spiele mit der CD-ROM. Nicht so, wie man dies eigentlich tun sollte. Eigentlich gehört sie ja in das Laufwerk eines Computers. Doch diesmal ist es irgendwie anders. Die CD-ROM läuft nämlich nicht mehr auf den heutigen Hightech-Rechnern. Auf Wikipedia gibt es unter dem Stichwort *Computer* diese ungemein imposante Zeitleiste und irgendwo bei 2006 steht lapidar „Intel Core“. Dahinter verbirgt sich die Entwicklung von 32-Bit-Prozessoren für den Betrieb in Notebooks, Laptops, Powerbooks. „Intel Core“ – das klingt irgendwie immer noch poetisch. Vielleicht werden ja künftige Programmierermägde und -knechte mal so heißen. Nicht nur für Apple änderte sich 2006 einiges. Denn seitdem Apple bei seinen Macbooks Intel-Prozessoren benutzt, ist die Installation von *Classic* nicht mehr möglich. Und *Classic* brauchte man, damit all die CD-ROMs, die vorher produziert

worden sind (vorher meint: vor Mac OS X Version 10.4.11), problemlos lauffähig sind. Nun geht dies alles nicht mehr und wehe denen, die nicht noch irgendwo ein altes Gerät herumstehen haben. Was machen wir nun mit all den übriggebliebenen CD-ROMs, den CD-is, den PhotoCDs, den LaserDiscs? Fragt man Archivar_innen und Bibliothekar_innen, erntet man zumeist ein mitleidiges Lächeln. Die meisten Archive und Bibliotheken, welche über sporadisch gesammelte CD-ROMs, CD-is oder Bildplatten verfügen, haben weder die hierfür notwendige Hardware, geschweige denn alte Betriebssysteme oder die zum Ansehen benötigten Software-Versionen mitarchiviert. Die silbernen Scheiben werden in den Bibliotheken zunehmend als Altlasten betrachtet. Bisweilen hat es sogar den Anschein, als ob förmlich auf den Zeitpunkt gewartet wird, an dem ein Zugriff nicht mehr möglich ist und das Ausscheiden somit seine notwendige Begründung erhält. So sind die technischen Spezifikationen dieser Relikte zu machtvollen Warnzeichen einer Machtlosigkeit gegenüber kommenden Computergenerationen geworden, welche den Zugriff auf die Multimedia-Klassiker zunehmend negieren.

Doch fragen wir erneut: Was machen wir nun mit all den alten CD-ROMs, den CD-is, den PhotoCDs, den LaserDiscs? Einige finden ihre Bestimmung als Reflektoren und helfen mit, den Tieren des Waldes die Gefahr herannahender Fahrzeuge zu signali-



sieren. Auch als Mittel zur Abschreckung von Tauben wurde der Einsatz von CDs hinlänglich erprobt. Noch beinahe gänzlich unausgeschöpft hingegen ist das Potenzial silberner Scheiben als Schmuck, als Windspiel oder gar als Traumfänger. Bis die CD als modisches Accessoire aber so richtig *en vogue* sein wird, werden noch etliche Computergenerationen vorbeigeschritten sein, denn derzeit ist es einfach noch nicht exklusiv genug sich damit zu schmücken. Nun – wir werden sehen.

Ich nehme die Scheibe und spiele damit. Durch das Loch passt mein kleiner Finger bis zum ersten Glied, dann wird es eng, zu eng. Ich frage mich, ob es ein Zufall ist, dass viele der grafischen und inhaltlichen Umsetzungen auf einer CD-ROM so aussehen wie das Trägermaterial und was dies mit dem Ende dieses Produktes zu tun haben könnte.

Die Scheibe hat in der Mitte ein Loch. Ein Zentrum fehlt demnach.

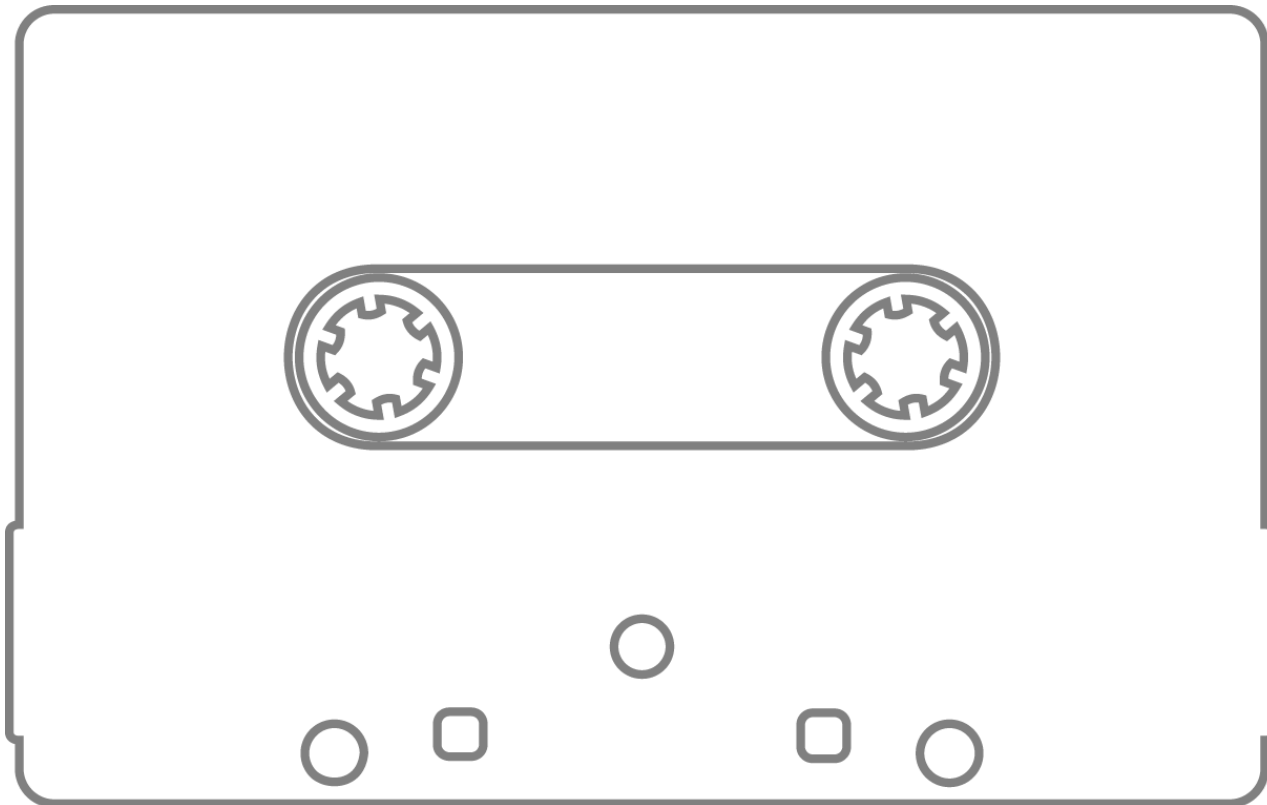
Die Scheibe hat eine schöne silbrig schimmernde, leicht zu reinigende Oberfläche, die darauf hinweisen könnte, dass es mehr Schein als Sein hat, mehr Dekoration als Sinn.

Die Scheibe ist rund und aalglatt. Es gibt keine Ecken und Kanten und es geht immer nur im Kreis herum. Könnte dies bedeuten, dass nur vordefinierte Antworten vorhanden sind, aber keine Fragen zugelassen werden? Und dass es sich anstatt der viel-

versprochenen Interaktivität eher um einen Kreisverkehr handelt?

Gegenüber all diesen Beschränkungen silberner Scheiben wirkten die Verlockungen des Internet wie ein virtuelles Aphrodisiakum, wie ein Schlaraffenland der Bits und Bytes. So ist das Aussterben der CD-ROM längst beschlossene Sache und es bleibt jedem selbst überlassen, eine Nutzung für diese Relikte aus dem Neolithikum des Multimedia-Zeitalters zu finden.

Mein auf dem Schreibtisch herumgeisterndes Exemplar erinnert mich an meine Zeit in Wien. Erinnert mich an Zeiten des Aufbruchs und eine Epoche des Umbruchs, als das Medium Multimedia noch wahrlich neu war. Ermahnt mich allerdings auch, den Moden der Technologie nicht allzu hörig nachzueifern. „Überhaupt hat der Fortschritt das an sich, dass er größer ausschaut als er ist“, wie es Johann Nestroy einst treffend formulierte. Dem ist eigentlich nichts mehr hinzuzufügen.



Blau, groß, übrig

Jan Gerd Wilkens

Aus der Nische zwischen Schrank und Wand zerreiße ich meinen eng zusammengeschnürten Reiserucksack hervor. Noch immer baumelt an seiner rechten Seite ein kleines Schild mit meinem Namen, meiner Anschrift, Telefonnummer und E-Mail-Adresse. Seit Ende August des letzten Jahres hängt es an einem meiner Gepäckstücke und informiert alle, die es wissen wollen, darüber, wer ich bin.

Eigentlich brauche ich ein solches Schild nicht. Noch nie habe ich irgendeines meiner Gepäckstücke mit meinem Namen versehen. Aber an jenem Augusttag war es Pflicht. Auf unserer Rundreise durch die USA begannen wir unsere letzte Etappe in Salt Lake City mit dem Zug. An jedem Gepäckstück, welches ein_e Reisende_r mit sich führt, muss ein solches Schild angebracht werden – und sei es noch so klein. Somit begannen wir also kurz vor unserer Abfahrt, fünf oder sechs dieser Schilder wie angeordnet auszufüllen und an Taschen und Rucksäcken zu befesti-

gen. Dieses ganze Geschreibsel fanden wir unnötig, denn wir konnten uns nicht vorstellen, dass unser Gepäck, ginge es uns irgendwo zwischen Salt Lake und San Francisco verloren, nach Deutschland nachgeschickt werden würde. Aber Regeln sind nun einmal Regeln – und so begannen wir unsere Zugfahrt mit ordnungsgemäß etikettierten Taschen und Rucksäcken.

Blau aber nützlich?

In Kalifornien sollte sich eben jenes angeblich typisch deutsche Verhalten – und meine Unachtsamkeit – rächen: Am übernächsten Tag, auf dem Weg von unserer ersten zur zweiten Unterkunft, liefen wir durch eine wahre Sommerhitze und waren bald vollkommen durchgeschwitzt. Das an meinem Rucksack ordnungsgemäß angebrachte Schild begann sich allmählich aufzulösen. Übrig blieben unschöne Papierschnipsel und, wie ich später feststellte, ein

wunderschönes Kugelschreiberblau auf meinem roten T-Shirt, welches bis heute dort geblieben ist. Das Schild an meiner Bauchtasche jedoch war noch vollkommen intakt und konnte daher den ihm zugeschriebenen Dienst ausführen. Also nahm ich es von dieser ab und befestigte es an einer weniger ‚gefährlichen‘ Stelle meines Rucksacks, wo es noch bis heute hängt.

Erst tat ich dies, da ich es für den Flug sinnvoll hielt. Aber jetzt? Wenn ich es mir anschau, überlege ich: Hängt es immer noch dort, weil ich befürchte, mein Gepäck zu verlieren, oder ist es noch dort, weil ich gerne an die Zeit in den Vereinigten Staaten zurückdenke? Oder habe ich es jedes Mal beim Packen so eilig, dass ich vergesse, es abzunehmen? Sicher bin ich mir nicht. Aber auf irgendeine Art und Weise ist dieses Schild im Moment eher übrig als nicht übrig. Eines Tages könnte es aber vielleicht wieder aktuell werden – nämlich dann, wenn ich meinen Rucksack in der Bahn vergesse. Aber vielleicht ist es bis dahin auch schon abgefallen.

Groß und unnütz?

Ein wenig anders scheint es sich mit etwas anderem Übriggebliebenem zu verhalten: Um in Denver von der Ecke 38th Avenue/Alcott Street nach Downtown zu gelangen, folge man zunächst der 38th Avenue gen Osten, biege dann rechts ab in die 20th Street. Danach abermals rechts in die Waze Street. Nach

etwa zwei Stunden befindet man sich in der bekannten Einkaufsstraße von Denver, also mitten im Zentrum. Ob ich diese Informationen je wieder brauche, ob ich dafür je wieder diese detaillierte Straßenkarte brauche?

Sie ist von den ersten Tagen unserer Rundreise durch die Vereinigten Staaten, die wir in jener Stadt begannen, übrig geblieben. Auch hier stelle ich mir die Frage, wieso ich die Karte immer noch besitze – in irgendeiner Klarsichtfolie in einem Ordner. Verglichen mit dem Etikett hat sie für mich hier in Deutschland keinen praktischen Nutzen mehr. Wenn ich doch noch einmal nachschauen wollte, wie ich in Denver von einem Ort zum anderen komme, werde ich wahrscheinlich nach Kartenmaterial im Internet suchen, aber nicht diese große Karte umständlich entfalten. Auch als Andenken nutzt sie nicht viel, denn solch eine Karte macht als Souvenir oder Erinnerungsstück auf einer Fensterbank nicht viel her – abgesehen davon liegen mir solche Selbstdarstellungs-Souvenirs nicht.

Aber weshalb habe ich diese fast neue Karte noch? Vielleicht liegt es einfach daran, dass es zurzeit keinen Grund gibt, sie wegzuworfen. Sie ist klein, nimmt also nicht allzu viel Platz weg. Vielleicht ist sie aber auch eine Art heimliches Erinnerungsstück. Sie erinnert mich an kleine Ereignisse und Geschichten, die wir mit oder wegen ihr erlebt haben: Nachdem wir sie gekauft hatten, saßen wir anscheinend etwas

unbeholfen auf einem Bordstein, orientierten uns auf der Karte und suchten den Ort, an dem wir uns gerade befanden, um von dort aus nach Downtown zu gelangen. Jedenfalls mussten wir dermaßen orientierungslos gewirkt haben, dass eine Frau mit ihrem Pickup auf den Parkplatz fuhr und uns fragte, ob sie uns helfen könne. Dies war eine der ersten von vielen Begegnungen mit hilfsbereiten Menschen.

Am nächsten Tag nutzten wir die Karte, um zu Fuß in die Innenstadt zu kommen. Insgesamt liefen wir bestimmt zweieinhalb Stunden. Aber aufgrund dieser Karte mussten wir nicht den lauten, sehr heißen und recht langweiligen Weg entlang einer viel befahrenen Straße gehen, sondern konnten einen Vorort von Denver erkunden, den Tourist_innen sonst sicherlich eher selten besuchen. Wir sahen schöne Holzhäuser mit Holzveranden, auf denen Schaukelstühle standen, außerdem schöne grüne Vorgärten mit Blumen und Gemüse. Um der heißen Mittagssonne zu entkommen, fanden wir einen kleinen Park mit großen Laubbäumen und vielen Eichhörnchen, die über die Wiese rannten und von Baum zu Baum sprangen.

Übrig als Wandel?

Vielleicht ist diese Karte als eine der wenigen Gegenstände dieser Reise übriggeblieben, da ich mit ihr Geschichten und schöne Bilder verbinde – ihre Funktion hat sich anscheinend verändert.

Übrig bleiben können Dinge demnach aus ganz ver-

schiedenen Gründen: Es kann sein, dass es noch keinen Grund gibt, sie wegzuerwerfen. Sie können aber auch ihre Funktion ändern oder vielleicht auch – wie im Fall des Schildes – irgendwann wieder nützlich sein. Übrig zu sein bedeutet also vielleicht nur, dass man momentan nicht weiß, welche Funktion ein Gegenstand hat.





ÜBERSTANDEN

Zufälliges Überdauern und negative Erinnerung

Christopher Müller

„Welche Wohltat der Natur, daß die Erinnerung an überstandene Leiden denselben Genuß gewährt – und vielleicht einen größeren – als die Erinnerung an Freuden der Vergangenheit.“

(August von Kotzebue, Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, 1801)

Traditionen und Überreste

Auf die Frage, warum Dinge übrig bleiben, scheint die banale Antwort ‚Weil sie es eben tun!‘ nahezu liegen. Weshalb sind uns zum Beispiel von den sieben Weltwundern der Antike nur die Pyramiden in Gizeh erhalten geblieben, während vom Koloss von Rhodos nur historische Beschreibungen übrig sind? Weil der Koloss einem Erdbeben zum Opfer fiel, während die Pyramiden sämtliche regionalen Katastrophen – Naturkatastrophen wie auch menschlich herbeigeführte – überstanden.

Dieses zufällige Überdauern der Zeit ist gerade für

die Geschichtswissenschaft von großer Bedeutung. Denn hier ist man auf Quellen angewiesen. Darunter versteht man Schriftstücke oder Gegenstände aus denen man (unmittelbare) Kenntnis von der Vergangenheit gewinnen kann. Im Bereich der Altertumsforschung sowie der Mediävistik¹ ist jedoch die zeitliche Distanz zum Untersuchungsgegenstand recht groß, sodass die Mehrzahl der historischen Gegenstände – insbesondere im Bereich der Schriftquellen – dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen ist.

In diesem Zusammenhang ist interessant, dass in der Geschichtswissenschaft die Überlieferungen der Vergangenheit nach zufälligem oder absichtlichem ‚Überleben‘ unterschieden werden. „‘Überreste‘ sind unmittelbar von den Begebenheiten übriggeblieben, ‘Tradition‘ ist von den Begebenheiten überliefert, aber durch menschliche Auffassung hindurchgegangen und wiedergegeben. Beide Arten unterscheiden sich also darin, ob ihnen bereits die

Absicht historischer Unterrichtung innewohnt oder nicht.“⁴² Selbstverständlich ist für die Geschichtswissenschaft dabei vor allem die Intention der Quelle bedeutsam und nicht unbedingt das zufällige Überstehen der Zeit an sich. Denn sowohl „Überreste“ als auch „Traditionen“ haben zufällig überdauert. Dass ausgerechnet die Schriftrollen von Qumran³ überliefert sind, während uns andere Aufzeichnungen dieser Zeit niemals bekannt sein werden, ist ebenso dem Zufall geschuldet, wie das materielle ‚Überleben‘ von Ötzi. Jedoch geht die Geschichtswissenschaft davon aus, dass „Traditionen“ für den Zweck geschaffen sind, nachfolgende Generationen zu erreichen und daher bewusst aus ihrer Zeit übriggelassen wurden.

Im Gegensatz zum Erinnerungsstück, das übrig bleibt, weil es aufgehoben werden soll, gibt es somit auch eine zufällige Dimension des Übrigbleibens, die sich in der Ausstellungskategorie ÜBERSTANDEN widerspiegelt. Die geschichtswissenschaftliche Differenzierung zwischen „Überresten“ und „Traditionen“ scheint jedoch im Kontext einer Untersuchung des Begriffes ÜBRIG wenig fruchtbar zu sein. Aus diesem Grund, und um eine Überschneidung mit dem Quellendiskurs der Geschichtswissenschaft zu vermeiden, soll in der folgenden Untersuchung auf diese Begriffe verzichtet werden. Stattdessen scheint der alltagssprachliche Begriff des ‚Überbleibels‘ den Kern des *zufälligen materiellen Überdauerns* am

besten zu treffen.

Partys und andere Katastrophen

Die Ausstellung **was übrig bleibt** handelt jedoch nicht ausschließlich von Dingen, die zufällig von der Vergangenheit übriggeblieben sind. Vielmehr geht es darum, zu hinterfragen, weshalb bei Menschen *heute* Gegenstände übrig sind. Hilft hier überhaupt der Aspekt des materiellen Überstehens weiter? Gewiss, denn in die Kategorie ÜBERSTANDEN fallen diejenigen Dinge, die aufgehoben werden, *weil* sie zufällig übriggeblieben sind, indem sie etwas physisch überstanden haben. Doch haben Dinge nicht immer irgendetwas überstanden? Wie zum Beispiel die Schuhe, die in der Welpenzeit vom eigenen Hund gerade *nicht* zerplückt wurden. Oder das Bierglas, das zufällig *nicht* auf einer Party zu Bruch ging. Zweifelsohne kann dieses zufällige Weiterexistieren eines Gebrauchsgegenstands als das Überleben einer Katastrophe interpretiert werden. Doch dies ist – wie alle anderen Kategorien des Übrigbleibens – eine Frage der Perspektive der Besitzer_innen. Ein Gegenstand, der als einziger in einem Raum eine Party überstanden hat, kann auch als Erinnerungsstück an die gelungene Party fungieren und deshalb weiter aufbewahrt werden.

Das Phänomen des Überstehens, wie es in der Ausstellung **was übrig bleibt** aufgefasst wird, betrifft aber vor allem ernsthafte Katastrophen, die nicht nur die Existenz des Gegenstandes an sich bedro-

hen, sondern auch die seiner Besitzer_innen. Dabei wird häufig das eigene Überleben mit dem des Gegenstandes verknüpft. Bei diesen Katastrophen kann es sich zum Beispiel um Kriegseinsätze, Bombenangriffe, Jahre in Gefangenschaft, aber auch um Naturphänomene wie Gewitter handeln. Neben dem Aspekt der Erinnerung an Leidenszeiten ist in diesem Zusammenhang interessant, dass Gegenstände häufig erst durch ihr zufälliges Überdauern eine besondere Bedeutung für Personen bekommen: so zum Beispiel die Vase, die als einziger Gegenstand die Zerstörung des Hauses während eines Luftangriffes im Zweiten Weltkrieg überlebte. Oder der Türgriff, der vom Abriss des Elternhauses übrig blieb. Erst aufgrund des zufälligen Überlebens wird diesen Gegenständen die Bedeutung als Erinnerungsträger an das alte Haus und die dort verbrachte Zeit zugeschrieben.

Wenn Dinge Menschen überstehen

Vermeintlich banale Dinge werden auch dann mit Bedeutung aufgeladen, wenn sie ihre Besitzer_innen zeitlich überdauern. Doch dies hat in der Regel wenig mit Zufällen zu tun: Menschen lassen schließlich nach ihrem Tod ihren gesamten Besitzstand übrig. Die Gegenstände, die von Hinterbliebenen als Erinnerung an die verstorbene Person bewahrt werden, haben diese zwar auch überstanden. Jedoch bleiben sie jetzt gerade wegen ihrer spezifischen

Erinnerungsfunktion übrig.

Die Ausstellungsmacher_innen von **was übrig bleibt** interessiert in der Kategorie ÜBERSTANDEN insbesondere, was mit all den Gegenständen passiert, die eine verstorbene Person zurücklässt und die nicht als Erinnerungsstücke ‚weiterleben‘. Schließlich wird in der Regel nur ein spezifischer, emotional aufgeladener Anteil des Besitzstandes bewusst weiter aufbewahrt. Selbstverständlich können diese Dinge auch zu viele Erinnerungen ‚in sich tragen‘, sodass die Hinterbliebenen sich lieber von ihnen trennen. Doch was tun mit diesen Dingen? Mit dieser schwierigen Frage sehen sich Menschen tagtäglich konfrontiert – und das in einer Zeit, in der sie gleichzeitig mit einem schweren menschlichen Verlust umgehen müssen: Wohin mit all dem Kram? Behalten, verkaufen oder einfach alles wegwerfen?

An dieser Stelle werden dann manchmal Menschen beauftragt, die professionell Haushalte ‚entrümpeln‘. Doch wie gehen diese mit den Nachlässen Verstorbener um? Mit zufälligem Überstehen hat dies nicht mehr viel zu tun. Jede Entscheidung, welches Ding übrig bleibt und welches nicht, ist eine bewusste und hat ihre Begründung.

Zunächst steht bei einer Haushaltsauflösung zweifelsohne der finanzielle Aspekt im Vordergrund. Welche Dinge sind verwertbar, welche nicht? Durch den Verkauf der Gegenstände mit materiellem Wert oder Gebrauchswert treten diese in eine neue Station ih-

rer „Ding-Biographie“⁴: Sie werden Verkaufsobjekte. Dabei werden sie entweder in ihrer alten Funktion verwendet oder ihnen wird eine neue Gebrauchsfunktion zugeschrieben. So oder so verlassen sie aber schnell wieder die Ebene des Übrigbleibens. Doch was passiert mit dem nicht Verwertbaren? Landet alles früher oder später auf dem Müll? Eine beliebte Entsorgungsmöglichkeit von ungewollten Haushaltsgegenständen ist der Sperrmüll. Doch auch hier muss nicht zwangsläufig die Geschichte eines Gegenstandes enden. Ähnlich dem Prinzip der Nachlese können Gegenstände auch diesen kritischen Punkt ihrer Geschichte überstehen. Bei der Nachlese (auch als Ährenlese bezeichnet) handelt es sich um eine traditionelle Praxis im Bereich der Getreideernte, die beinhaltete, dass die arme Landbevölkerung nach dem Schnitt und Abtransport des Getreides die übriggebliebenen Ähren von den Feldern sammeln durfte. In diesem Sinne ließe sich auch Sperrmüll, der vor dem Transport in die Deponie gerettet wird, der Kategorie ÜBERSTANDEN ZUORDNEN.

Wie das Beispiel der Haushaltsauflöser_innen Carsten S. und Martina M. aus Bremen zeigt, können Gegenstände den Prozess der Haushaltsauflösung noch auf weitere Arten als dem Verkauf und der Entsorgung überstehen. Um Gegenstände eventuell noch nutzen oder verkaufen zu können, werden viele Dinge häufig über einen längeren Zeitraum depo-

niert. Des Weiteren sind Haushaltsauflösungen nicht selten auch emotional geprägt, wenn zum Beispiel Hinterbliebene von Erinnerungen berichten, die mit Gegenständen des entsprechenden Haushalts verknüpft sind. Daher, so Carsten S. und Martina M., sei es nicht selten, dass auch sie Objekte bewusst als Erinnerungsstücke aufbewahren. Aber nur wenn sie spüren, dass die Hinterbliebenen den Dingen Respekt entgegenbringen. Carsten S.: „Wenn nicht viel Respekt vor dem eigenen Haushalt überkommt, dann habe ich ihn auch nicht.“

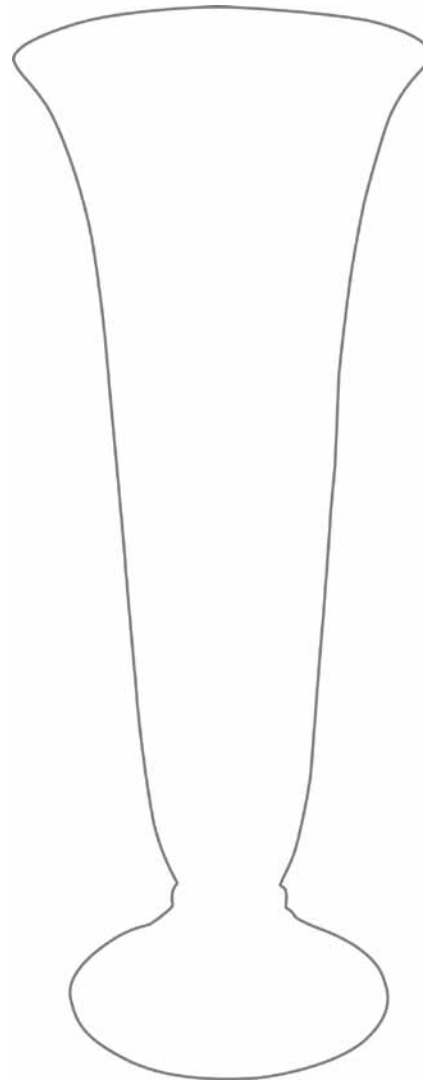
Im Hinblick auf die Ausstellungskategorie ÜBERSTANDEN bleibt festzuhalten, dass in diesem Zusammenhang Dinge nicht bloß wegen ihres reinen physischen Überstehens übrigbleiben, sondern weil Individuen diesem zufälligen Akt des Überstehens nachträglich einen Sinn zusprechen.

¹ Mediävistik = Mittelalterforschung.

² Goetz, Hans-Werner (2000): Proseminar Geschichte. Mittelalter, 2. Aufl., Stuttgart, Ulmer.

³ Antike jüdische Schriftrollen, die in den 1940er und 1950er Jahren in der Nähe des Toten Meeres bei dem Ort Qumran entdeckt wurden.

⁴ Susanne Christina Jost spricht von „Ding-Biographien“: Vgl. Jost, Susanne C. (2002): Das museale Ding. Von der Theorie zur Praxis. In: Antonietti, Thomas; Bellwald, Werner (Hg.): Vom Ding zum Mensch. Theorie und Praxis volkskundlicher Museumsarbeit. Das Beispiel Wallis. Baden, Verlag für Kultur und Geschichte. S. 7-20, hier: S. 16.



ÜBERSTANDEN

Eine fotografische Interpretation

Laurin Vollmer

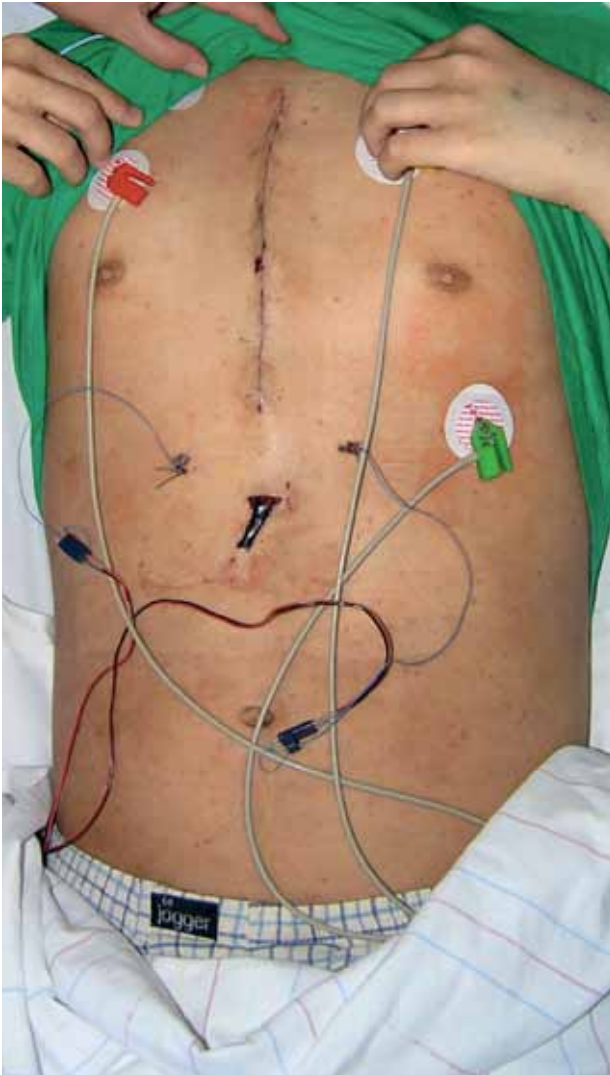
Überlaufen
Norderney, 13.08.2013, 75x50cm



Übernacht
Berlin-Kreuzberg, 01.01.2013, 75x50cm



ÜBERSTANDEN



Überflüssig
Skagen, Dänemark, 25.02.2012, 75x50cm

Überleben
Klinikum Oldenburg, 24.05.2008, 50x75cm

„... und der Löffel war der einzige, der übriggeblieben ist.“

Wenn ein Opa seiner Enkelin erzählt

Nina Tillhon

Mein Opa feierte im Januar dieses Jahres seinen 85. Geburtstag. Er ist ein unheimlich ausdrucksstarker Mann, von vielem gezeichnet: Arbeit, Fürsorge, Stolz, Krankheit, Liebe, Trauer, Kraft, Ausdauer und dem Krieg. Auch übrig hat er vieles: eine immense Lebenserfahrung, stets ein Lachen, einen Blick, der durch alles hindurchschaut – und einen Löffel. Davon will ich schreiben: von meinem Opa, der einen Löffel übrig hat.

Mein Opa wurde 1945 im Alter von 17 Jahren als einer der Letzten in den Zweiten Weltkrieg einberufen. Sammelpunkt hierfür war der Flughafen in Wertheim bei Würzburg. Hier wurde er registriert, hier wurde er Soldat, hier hat er Verpflegungsgeschirr bekommen – auch seinen Löffel – und vor allem hat er hier „an überhaupt nichts gedacht“. Nicht daran, was passieren könnte, nicht daran, wann er wieder zurückkommen würde, nicht daran, was ihn erwarten

würde und vor allem auch nicht daran, was von der Zeit, die ihm bevorstand, übrig bleiben würde.

Nach der Kapitulation Berlins am 2. Mai 1945 kam mein Opa am 3. Mai 1945 in Gefangenschaft. „Geschnappt wurden wir in Wiesbach von den Polen. Weil die wussten, dass wir – ich war mit sechs Kameraden unterwegs – schon vor zwei Wochen auf einem abseits gelegenen Hof untergekommen waren. Mit Gewehren kamen die Polen, haben uns gefunden und den Amerikanern übergeben.“

Den Anfang der Gefangenschaft verbrachte mein Opa in Fürstenfeldbruck.

„In der ersten Nacht im Lager haben wir da zwölf Tote gehabt. Das war in der Nacht auf den 8. Mai.“ Daraufhin meine naive Frage: „Weil es so kalt war?“ Und die ernüchternde Antwort: „Nein. Weil sie reingeschossen haben. Am 8. Mai war Waffenstillstand

und da haben die natürlich getrunken und wenn sie gesehen haben, wie sich etwas bewegt hat, dann haben sie geschossen. In der nächsten Nacht haben wir mit allem was wir hatten – ich mit meinem Löffel – Löcher in den Boden gegraben, dann sind wir da reingelegen, wir haben quasi einen Schutzgraben gebaut.“

In den darauffolgenden Tagen wurden einige Gefangene, so auch mein Opa, nach Cherbourg im Nordwesten Frankreichs überführt. Ein Gefangenenlager gab es dort noch nicht. Ein großes Wiesengelände wurde zu einem solchen erklärt und mit der Zeit als Lager ausgebaut. Für einen anstehenden Marsch über zwölf Kilometer wurden alle Gefangenen gefilzt: Alles, was sie bei sich trugen, mussten sie abgeben. Doch mein Opa war schneller: Er versteckte seinen Löffel – das Wertvollste, was er besaß – unter seinem Fuß im Schuh. Die Amerikaner bemerkten nichts, mein Opa hatte seinen Schatz bei sich.

Und lief damit.

Zwölf Kilometer.

Mit seinem Löffel im Schuh.

Wie er das überstanden hat? Wie sehr sein Fuß schmerzte?

„Das hat damit gar nichts zu tun – das weiß ich heute ehrlich gesagt selber nicht mehr, wie mein Fuß das geschafft hat und wie er danach aussah.“

Was ihm von diesem Marsch jedoch noch deutlich in Erinnerung ist: Auf dem Weg befand sich ein großer Ehrenfriedhof von gefallenen Franzosen des Ersten Weltkriegs, der jedoch nicht direkt sichtbar war. Die Gefangenen mussten ihre Mützen absetzen und ihnen wurde – einem nach dem anderen – ein Schlag mit einem Gewehrkolben in den Rücken versetzt, damit sie gebückt vorbeiging.

Als mein Opa im Dezember 1945 aus der Gefangenschaft entlassen wurde und wieder nach Hause kam, verbrannte seine Mutter alles, was er bei sich trug. Nichts sollte mehr daran erinnern, nichts sollte übrig bleiben. Heute zeugt daher nicht mehr viel von seiner Zeit bei der Wehrmacht und in der Gefangenschaft. Da sind seine Geschichten, die er erzählt. Mit Inbrunst wettet er gegen Menschen, die die Alliierten ausschließlich als Helden feiern oder die Juden als schlechte Leute bezeichnen – er hat Erfahrungen gemacht, kann Geschichten erzählen, die vom Gegenteil zeugen. Neben seinen Geschichten gibt es noch ein Wappen aus Holz, das er übrig hat. Er hat es am Ende seiner Gefangenschaft in Frankreich mit einer halben Rasierklinge geschnitzt, zu einer Zeit, in der die Gefangenen viel freie Zeit zur Verfügung hatten. Bis heute hängt es in der Werkstatt zwischen Mänteln und Geräten auf dem Hof meiner Großeltern. Eingeritzt hat er darauf: „Wenn ich mal nicht zufrieden bin, denk ich an jene Not, an Stew, an Hash,

Gemüsesuppe und ein Viertel Brot.“

Und dann gibt es da noch seinen Löffel, den hat er bis heute:

„Den Löffel geb ich nicht mehr her. Er ist ein Andenken. Eine Ehre, dass ich den noch habe. Er ist mein Anhängsel. Mit dem Löffel esse ich jeden Tag.“

Als ich noch klein war, haben wir ab und an bei meinem Opa und meiner Oma gegessen. Meistens habe ich gemeinsam mit meiner Oma den Tisch gedeckt. *Diesen* Löffel habe ich immer aus der Schublade geholt, hauptsächlich weil er mir faszinierend groß erschien, und habe ihn an einen beliebigen Platz gelegt. Wenn es sich hierbei nicht zufällig um den Platz meines Opas handelte, wurde der Löffel getauscht, und wenn es vorher niemandem auffiel, dann hat ihn sich mein Opa spätestens während des Essens geholt. Meine Oma hat mir immer wieder erklärt: „Das ist der Löffel vom Opa.“ Damals hatte ich dazu keinen Bezug, habe nicht nachgefragt, geschweige denn mich dafür interessiert. Heute ist das anders. Heute verstehe ich, dass der Löffel für meinen Opa unheimlich wichtig und auf seine Art übrig ist; seit 68 Jahren gehört der Löffel zu meinem Opa. Er ist ein Erinnerungsstück, das er bis heute in sein alltägliches Leben integriert.

Nach unserem Gespräch bin ich sprachlos, beeindruckt, ruhig und nachdenklich.

Eine letzte Frage aber muss ich noch stellen: „Und wie war es nach deiner Rückkehr aus der Gefangenschaft – wurde das Leben einfach wieder normal?“ Mein Opa, dessen Stimme zwischenzeitlich gezittert hatte, abwechselnd laut, bestimmend und leise wurde, antwortete nach einer kurzen Pause mit dem von mir sehr geschätzten Lächeln: „Ich war jung und das Leben geht weiter. Eins kannst du dir merken: Das Gute bleibt dir meistens lang in Erinnerung, das Schlechte vergisst du meistens.“





Wohngemeinschaften

Tobias Roth

Die Zimmerfluchten, in denen Goethe aufwuchs,
Beherbergten vielleicht diesen Pyramidenflügel.
Der Klang steigt senkrecht aus den Tasten
Schimmert um Wangen und Schläfen
Verschwindet nicht in der Länge
Eintauchen mit dem Gesicht
Die Ohren machen neu
Die Augen spürbar
Was für Ranken
Efeu und Wahn
Einzelklänge
An Musik
Kaum

Zu denken, Zauber, wilder Tiere Freude,
Und den Namen hat er nicht umsonst,
Mehr als der Schatten an der Wand.
Nach meiner Schätzung wäre
Das berühmte Puppentheater nichts dagegen.

Dann aber,

Malströme fallen über solche Wohngemeinschaften her.
Wären die Deutschen nicht
Rechte Heuchler und schlechte Leser gewesen,
Sie hätten den Pyramidenflügel auch,
Wie so viele Menschen, Landschaften, Gegenstände,
Zu Kriegszwecken eingeschmolzen.

Wie aber Liebes?
Die reine Kugel auf dem reinen Würfel?
Oder doch nur Zufall?

Der Pyramidenflügel wurde scheinbar
Rechtzeitig vor Goethes hundertzwölftem Todestag,
Als die Nachbarschaft, reif für das Gedächtnis
In Feuer getaucht,
In Rauch aufging,
Ausgesiedelt.

(gesehen habe ich ihn noch nicht,
aber ich glaube ihn oft des Abends zu hören
und die Märchen der Gegenstände,
hoffnungsfroh.)



Des Kaisers Kanonier

Koloniale Spuren in Oldenburg

Maik Nolte

Oldenburg – Kanonier Kleen starb am 24. März 1906 an Typhus in Lüderitzbucht, damals Deutsch-Südwest, heute Namibia. So steht es zumindest auf einem Gedenkstein neben der halb vergessenen Ehrenhalle für die gefallenen Oldenburger Artilleristen an der Ofener Straße. Was ihn dorthin geführt hatte, deutet die Inschrift indes nur an. „Gestorben während des südwestafrikanischen Feldzuges“ steht da – gemeint ist der Völkermord, den die kaiserlichen Kolonialtruppen an den Herero und Nama¹ begangen haben.

Der verwitterte Stein zählt zu den in der Stadt noch sichtbaren, aber nur selten auch als solchen erkannten Spuren aus der Zeit des Kolonialismus. Viele sind es ohnehin nicht: Oldenburg ist zwar durch Militär-, nicht aber durch Kolonialgeschichte geprägt und zu einer offenen Auseinandersetzung mit der imperialistischen Vergangenheit kam es nur vereinzelt. 2005 etwa, als im Rahmen des „Jahrhundertschritts“ an

eine der berüchtigten ‚Völkerschauen‘ hundert Jahre zuvor erinnert wurde. Oder aktuell bei der Umbenennung der Hedwig-Heyl-Straße – die allerdings, wenn überhaupt, wegen Heyls Äußerungen zu Hitler erfolgen wird, nicht wegen ihrer rassistischen Überzeugungen und ihres kolonialen Engagements. Ein „symptomatischer Vorgang“, sagt die Historikerin Yvonne Robel von der Carl von Ossietzky Universität – in erinnerungskulturellen Debatten treten postkoloniale Ansätze fast immer hinter die NS-Geschichte zurück.

„Kolonialismus? Hier?“ Sogar Institutskolleg_innen hätten irritiert auf ihr Vorhaben reagiert, ein Seminar zum kolonialen Erbe der Stadt zu veranstalten, sagt Robel. Sie solle „doch lieber was zur Garnisonsgeschichte“ machen. Die gäbe mehr her und würde wohl auch mehr Aufmerksamkeit bekommen als postkoloniale Forschungen. Andere Städte sind da schon weiter: In Freiburg, Dortmund oder Berlin

gibt es längst entsprechende Initiativen, die sich mit diesem Themenfeld befassen. In Oldenburg stehen die Postcolonial Studies, wenn überhaupt, noch am Anfang. Hier gab es keine Lettow-Vorbeck-Kaserne und keinen Carl-Peters-Platz, keine der offensichtlich gestrigen Benennungen, an denen sich – wie anderswo – eine öffentliche Aufarbeitung hätte entzünden können.

Dennoch machten die Seminarteilnehmer_innen bemerkenswerte Funde: Sie verfolgten Spuren, die aus der Kolonialzeit in Oldenburg bis heute übrig geblieben sind. Ein früherer Kolonialwarenladen ist darunter, die *Rose am Stau*, die die heutigen Bürger_innen meist nur noch als ehemaligen Yachtausrüster kennen. Der Teehändler Bunting, der nach wie vor das Wort „Coloniale“ im Namen führt, ohne dass es jemanden zu stören scheint. Das Landesmuseum Natur und Mensch, das zahlreiche Exponate aus der Zeit des Kolonialismus zeigt, dabei allerdings kaum erläutert, wie und auf welchem Wege sie nach Oldenburg gelangt sind. Ihre Ergebnisse präsentierten die Studierenden in einer ungewöhnlichen Form: Inspiriert durch das Projekt *Memory Loops* der Künstlerin Michaela Melián, die auf einem interaktiven Münchner Stadtplan Hörbeispiele zur NS-Geschichte der Stadt sammelte, stellten sie ihre Ergebnisse in Form von Hörfunkbeiträgen und einem ebensolchen Stadtplan online – freilich in weitaus kleinerem Maßstab, aber wenigstens „nicht

für die Schublade produziert“, sagt Robel. Und eine lehrreiche praktische Erfahrung für die angehenden Historiker_innen, von denen sich einige später im journalistischen Bereich wiederfinden werden, auch wenn sie es jetzt noch nicht ahnen.

Dass die wenige Minuten langen Podcasts, die sich auf dem Plan anklicken und -hören lassen, keinen fundierten Überblick über lokale Kolonialgeschichte bieten können, ist den Beteiligten dabei klar. Dafür



rückten die Hörstücke gerade durch die gewählte Form mit dem Stadtplan ins Bewusstsein, dass es auch in einer Stadt wie Oldenburg solche Spuren überhaupt gebe, sagt Robel; sie seien eine „Aufforderung, hinzugucken“. Etwa, wenn der Teehändler auf seiner Internetseite von der „guten alten Zeit der Kolonialwarenläden“ schwärmt. Oder sich herausstellt, dass Kanonier Kleen – Vorname vermutlich Georg – wahrscheinlich zu jener Handvoll Oldenbur-

ger zählte, die sich freiwillig für den Kampf gegen die Herero und Nama meldeten. Und dafür bis heute mit einem Stein geehrt wird. Wo genau der herkommt, wer ihn wann gestiftet hat, das können selbst die ehemaligen Artilleristen – viele sind heute nicht mehr zu finden – nicht mit Bestimmtheit sagen. Es wäre der nächste lohnenswerte Schritt bei der Aufarbeitung lokaler Kolonialvergangenheit.

¹ Anmerkung der Redaktion: Herero und Nama sind heute ethnische Minderheiten in Namibia. Illegale Landnahme seitens deutscher Siedler und eine unterdrückende Rassenpolitik bedrohten die Lebensgrundlage der traditionellen Viehzüchtergesellschaften. 1904 kam es schließlich zu einem Aufstand der Ovaherero. Dies löste einen Kolonialkrieg zwischen den deutschen Kolonialtruppen und den beiden ethnischen Gruppen aus, der am Ende auf deren vollständige Vernichtung abzielte. Im Verlauf der Entscheidungsschlacht am Waterberg mussten die Ovaherero in die Wüste fliehen. Generalleutnant Lothar von Trotha ließ daraufhin die Wüste abriegeln und die Wasserstellen besetzen, um tausende Ovaherero mitsamt ihren Rinderherden gezielt verdursten zu lassen.

De facto handelt es sich damit um einen Völkermord. Die Bundesregierung widerspricht jedoch den Forderungen nach einer juristischen Anerkennung, da die UN-Konvention über die Verhütung und Bestrafung des Völkermordes von 1948 nicht rückwirkend gilt (vgl. dazu: Deutscher Bundestag, PuK 2 – Parlamentskorrespondenz (2012): Bundesregierung: Deutschland hat keinen Völkermord an Herero und Nama begangen. Aktuelle Meldung des Deutschen Bundestages vom 21.08.2012. http://www.bundestag.de/presse/hib/2012_08/2012_367/05.html (Zugriff: 13.02.2013)).



Mit dem Fotoapparat auf der Suche nach Übriggebliebenem

Matthias Schmidt

Fotografie kann Kunst, politischer Protest, persönliche Erinnerung und vieles mehr sein. Auf verschiedene Untergründe gedruckt oder als digitale Datei gespeichert stellt sie außerdem ein vermeintliches Medium zum Überdauern dar. In diesem Beitrag möchte ich mich jedoch nicht so sehr mit den Trägerformaten von Fotos beschäftigen, welche durch unterschiedliche Haltbarkeitsfaktoren (Papier vergilbt, digitale Dateiformate ändern sich) selbst zeitlich determiniert sind und dadurch rasch zu etwas Übriggebliebenem werden können. Vielmehr möchte ich den Leser_innen auf den folgenden Seiten anhand von Fotos, die ich in den Jahren 2011 und 2012 während mehrerer Reisen im Iran aufgenommen habe, näher bringen, was mich am Zustand des Übrigbleibens gerade im Medium der Fotografie fasziniert.

Zum einen sind meine Fotos ein Stück weit der Versuch, einige der Augenblicke, die ich erlebt habe, der Flüchtigkeit zu entreißen, der jeder einzelne von

ihnen unterworfen ist. Jedes Bild kann dazu dienen, sich später an etwas Erlebtes zu erinnern und hat dementsprechend immer auch einen persönlichen Wert. Zum anderen reizt mich am Medium Fotografie vor allen Dingen das Festhalten gelebter Augenblicke.

Im Zentrum meines Interesses stehen besonders der Mensch und die Interaktion zwischen seinen Handlungen und der Vergänglichkeit seines Schaffens, was mich immer wieder zum Nachdenken anregt und meine Fotografie begleitet: Er bestimmt oftmals, welche Dinge übrig bleiben, indem er zum Beispiel Orte verlässt und Dinge dort zurücklässt, Sachen verbraucht oder sie ganz einfach nicht mehr gebraucht. Wie die Objekte, die er schafft oder benutzt, ist er selbst jedoch ebenso dem Prozess der Vergänglichkeit ausgesetzt und dadurch stets mit der Frage nach dem eigenen Übrigbleiben konfrontiert. Die Weise, wie sich Menschen ihrer Umgebung

mitteilen – etwa durch die Art der Kleidung und der Bewegungen, aber vor allem durch ihren Gesichtsausdruck – kann meiner Meinung nach davon erzählen, wie sie sich selbst sehen und was sie in ihrem Leben geprägt, oder gerade noch nicht geprägt hat. Mir scheint es oft so, als sei ein stolzer, fröhlicher oder leerer Blick, jede Falte eines alten Menschen ein Zeugnis, etwas Übriggebliebenes von seiner Lebenszeit und das unbekümmerte Lachen eines Kindes wie unbeschriebene Lebenszeit, noch übrig bleibende derselben.

Zugleich existiert in jedem Foto nur der eine eingefangene Augenblick, welcher im Moment der Aufnahme festgehalten wurde. Alle dagewesenen Momente und alle, die eventuell noch folgen werden, sind in dieser Aufnahme angedeutet oder auch noch verborgen.

Gerade im Iran, einem Land, dessen Gesellschaft sich zwischen den Polen seiner weit zurückreichenden Geschichte und den auch heute noch prägenden Ereignissen der sozialen, politischen und ökonomischen Umbrüche des letzten Jahrhunderts bewegt, ist die Spannung zwischen dem Bewahren von Vergangenen und dem Ringen um die Zukunft groß. Was darf oder soll übrig bleiben von der Geschichte, der Kultur und den Weltanschauungen der vorislamischen Königreiche? Was ist überhaupt von diesen übriggeblieben? Wie verhält es sich mit der Religion, die, zum politischen Prinzip erhoben,

das Leben aller Menschen in diesem Land mehr oder weniger bestimmt? Wie kann die immer noch bestehende Diskrepanz zwischen dem traditionell ausgerichteten ländlichen und dem pulsierenden Leben in der Großstadt überbrückt werden? Wirkt das Kamel, das den Menschen über Jahrhunderte hinweg begleitete und längst durch Lastwagen auf asphaltierten Straßen ersetzt wurde, nicht wie eine übriggebliebene Impression vergangener Tage?

Von meinen Reisen im Iran sind vor allem viele Erinnerungen übriggeblieben an die Begegnungen mit Menschen, die ihre Leben ganz unterschiedlich zwischen diesen Polen positionieren. Aber gerade aufgrund der politischen Situation auch flüchtige Eindrücke eines Landes, in dem nicht klar ist, was morgen vom Heute übrig bleibt.



Dromedar auf der Insel Qeshn, am Persischen Golf



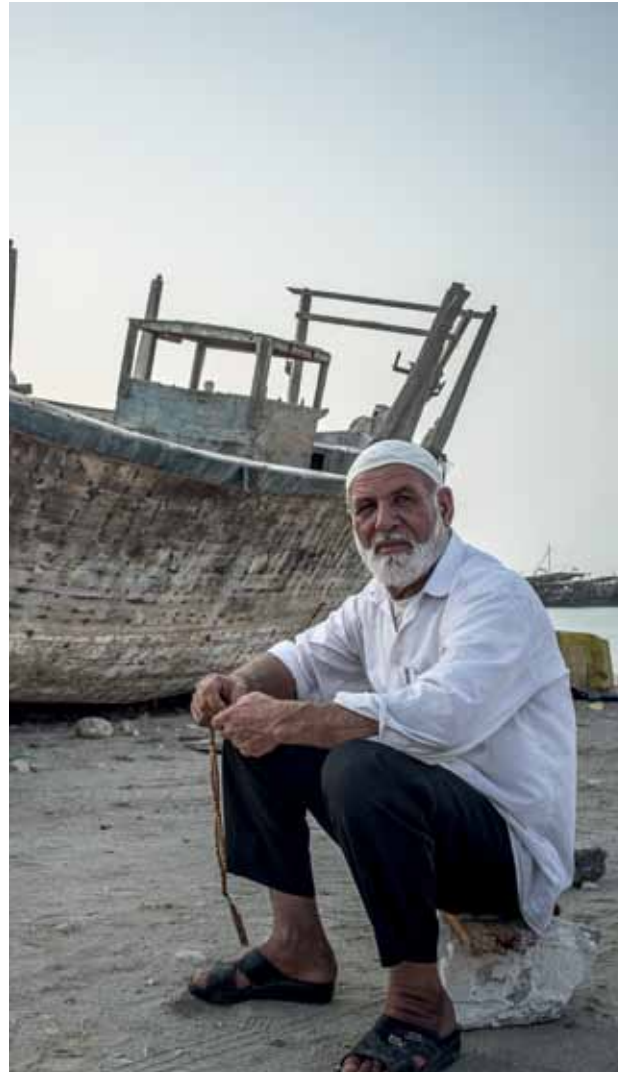
Frau in Qom, Zentraliran



Spielende Kinder in Bandar-e Turkeman, Nordostiran



Junge, der sich hinter einem Boot versteckt,
am Kaspischen Meer



Mann im Fischerhafen von Bushehr, am Persischen Golf

ÜBERSTANDEN



Sonnenschirm für
Tourist_innen in
Persepolis, Südiran



Alte Moschee in
Kashan, Zentraliran

Ein Foto

Marco Kerler

verschwommen
Augen
verschwommen
hängt immer noch
über dem Bett
und keine Ahnung davon
wer überhaupt
kein Name dazu
nur mag ich es gern
das Foto
von dieser
mir Unbekannten
Schönheit und Trauer
die ich in ihr fand
einst auf dem Weg
zu mir heim aufgelesen
zerknittert und feucht
darum
sprach ich es Kunst

und keine Erinnerung
die in mir verblasst
keine Liebe mit Schnitt
nur Fremde
das Herz



VERFEHLT

Über das Kaufen und Schenken von verfehlten Dingen

Michel Offenberg, Franziska Scholl

„Manche Menschen geben Geld aus, das sie nicht haben, für Dinge, die sie nicht brauchen, um Leuten zu imponieren, die sie nicht mögen.“

(Danny Kaye, US-Schauspieler, 1913-1987)

Und doch kaufen oder verschenken wir solche Dinge. Doch wenn Dinge gekauft oder verschenkt werden, um zu imponieren, sind sie dann verfehlt? Verfehlte Dinge sind Dinge, die „[für den vorgesehene(n) Zweck] völlig ungeeignet“¹ sind. Verfehlt sind jedoch nicht die Objekte selbst, der Fehler liegt vielmehr in der Beziehung zwischen Mensch und Objekt. Wir haben unsere Objektgeber_innen gefragt, wie Dinge zu verfehlten Dingen werden und folgende Antworten bekommen: Dinge sind verfehlt, weil sie unbrauchbar für die ihnen zgedachte Verwendung waren. Andere erzählten, dass sich ihr Geschmack nach dem Kauf änderte oder das Geschenk den Geschmack der Beschenkten nicht traf.

Doch: Wie kommt es überhaupt zu Geschenken, die nach dem Geburtstag nutzlos im Regal stehen, also den Geschmack der Beschenkten nicht getroffen haben? Warum kaufen wir Gegenstände, die wir nach kurzer Zeit als unpassend empfinden? Und warum heben wir diese Dinge trotzdem auf. Kurz: Warum bleiben sie übrig?

Käufe ohne Nutzen

„Manchmal kaufe ich Dinge, in denen ich nicht ich bin, sondern die Frau, die ich gern wäre: ein bisschen größer und sehr viel unverschämter“, schreibt Okka Rohd in ihrer Kolumne im Couch-Magazin.² Sie kauft, wie viele andere auch, Dinge, die sie eigentlich nicht braucht und hebt sie trotzdem auf. Doch warum kaufen wir sie dann überhaupt?

Niko Paech, Postwachstumsökonom der Universität Oldenburg hält die Vermeidung von Suffizienz³ für einen Grund, unnötige Dinge, zu denen wir Fehlkäu-

fe zählen, anzuhäufen. Suffizienz bezeichnet dabei die „[k]onsumtive Mäßigung oder [einen] ökologisch angepasste[n] Lebensstil“. Und „solange die vorherrschende Glückskonstruktion allein mit Steigerung, Erschließung und Befreiung von allem, was auch nur im Entferntesten als individuelle Einschränkung gelten könnte, assoziiert wird, muss Suffizienz als Antithese dazu erscheinen.“⁴

Das Streben nach Glück verleitet uns also dazu, Dinge zu kaufen und Eigentum anzuhäufen. Außerdem erhoffen wir uns vom Kauf der Dinge ein angenehmeres und bequemerer Leben.⁵ Der Museologe Gottfried Korff geht deshalb davon aus, dass sich aus solchen Dingen „Werthaltungen, Geschmacksrichtungen, Selbstbilder und Stile erschließen“⁶ lassen. Doch was wäre, wenn wir uns entschlossen nach dem Prinzip der Suffizienz zu leben?

Dass Einkaufen und das Anhäufen von Eigentum vermeintlich glücklich machen kann, beschreibt Rohd in ihrer Kolumne. „Konsum um seiner selbst willen“ ist laut Paech ein weiterer Grund dafür, warum wir Eigentum anhäufen. Einkaufen wird als Hobby begriffen, nicht als Notwendigkeit.⁷ Die amerikanische Schriftstellerin Judith Levine beschreibt, wie viel wir kaufen, obwohl wir wissen, dass wir oder andere es nicht brauchen. Sie bezeichnet das Kaufen nicht nur als Hobby, sondern sogar als Bürgerpflicht, um den Staat in Zeiten der Finanzkrise wirtschaftlich stabil zu halten.⁸

Shopping-Wahn

Aber macht uns dies wirklich glücklich? Und können wir uns mit so viel Plunder überhaupt beschäftigen? Paech beantwortet diese Frage mathematisch: Der Shopping-Wahn führe zu „eine[r] Anhäufung von Gütern, die keinen Nutzen mehr stiften, weil die verfügbare Zeitressource T vollends für die Anschaffung [...] verbraucht wurde“⁹. Sollte doch noch etwas Zeit verbleiben, um sich mit den Dingen zu beschäftigen, dann fällt „die pro Aktivität verfügbare Zeit unter das Minimum, [...] welches zur Nutzen stiftenden Ausschöpfung erforderlich ist.“¹⁰ Kurz: Umso mehr Dinge wir besitzen, desto weniger Zeit haben wir für einzelne Gegenstände, was zur Folge hat, dass Dinge ungenutzt übrig bleiben. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass weniger Kaufen zu weniger Fehlkäufen führt.

Das Streben nach Individualität

Doch wir kaufen Dinge nicht nur, weil wir glücklich werden wollen, sondern auch, weil wir nach Individualität streben. Denn „Dinge [...] besitzen verschiedene Symbolqualitäten: situative, funktionale, analogische, ideologische. In jedem Fall ist der Umgang mit Dingen eine symbolische Kommunikation.“¹¹ Letzteres könnte man auch als „sozialpsychologische Konsumfunktion“ bezeichnen. Demnach steigt unser Selbstwertgefühl dann, wenn wir durch Konsum von symbolisch aufgeladenen Dingen schein-

bar unsere Individualität hervorheben können. Würden wir diese Dinge ‚nur‘ leihen, würde dieser Effekt nicht erreicht.¹² Denn „Produkte [sind] längst zu einem Identität stiftenden Kommunikationsinstrument geworden.“¹³ Mit dem Kauf eines ‚Apfel-Computers‘, spricht man also wortlos aus: Schaut alle her, ich bin im Trend und ich kann es mir leisten. Man zieht durch den Konsum bestimmter auf Individualität getrimmter Produkte also förmlich eine ‚Nonkonformitätsuniform‘ an, die Individualität heuchelt und doch nur Mittelmaß entlarvt. Würden wir uns von den gängigen Trend-Vorstellungen lösen, würden auch der Konsum und die Zeit, die wir für den Konsum aufbringen, sinken. Wie bereits oben aufgeführt, würden weniger Käufe dann dazu führen, dass wir mehr Zeit für die bereits vorhandenen Dinge hätten. Unsere Rumpelkammern wären dann weniger voll von unnützen, verfehlten Dingen, die alleine dadurch verfehlt sind, dass wir gar keine Zeit haben, sie ihrer Bestimmung zuzuführen.

Vielleicht passt das T-Shirt ja doch irgendwann

Es gibt also Objekte, deren Nutzen bereits im Kauf selbst steckt. An dieser Stelle drängt sich die Frage auf, wieso Objekte dann überhaupt aufgehoben werden. Unsere Objektgeber_innen nannten uns noch einen weiteren Grund: Die Besitzer_innen möchten sich die Möglichkeit offen halten, das Objekt vielleicht irgendwann noch einmal zu nutzen:

„Zum Wegwerfen ist es zu schade!“ Oder: „Vielleicht passt das T-Shirt ja irgendwann?“ Wenn man die Dinge dann wirklich noch nutzen würde oder wenn man tatsächlich Anstrengungen unternehmen würde, um das T-Shirt passend werden zu lassen, entspräche das dem Prinzip der Nachhaltigkeit. Aber: In den wenigsten Fällen erfahren diese Objekte tatsächlich eine erneute Nutzung. Warum also die Dinge, die man nicht mehr braucht und vermutlich nie mehr brauchen wird, nicht einfach weggeben?

Geschenke – wirklich verfehlt?

Der einleitenden Überlegung folgend, warum Geschenke häufig verfehlt sind, sind wir auf den Zwang gestoßen, welcher der Gabe in unserer Gesellschaft innewohnt. Zu bestimmten Anlässen ist es eine normative Pflicht eine Gabe oder ein Geschenk zu überreichen, sodass kaum eine_r auf einem Geburtstag ohne ein Geschenk erscheint. Weiterhin gibt es normative Regeln, auf welche Art und Weise ein Geschenk zu bestimmten Anlässen beschaffen sein muss. Daher sieht man beispielsweise auf keiner Hochzeit Gäste, die dem Brautpaar ein Bündel Bargeld in die Hand drücken. Es wird dezent verpackt oder als Geld-Origami unter Klarsichtfolie überreicht. Doch sind diese Verpflichtungen daran schuld, dass viele Geschenke verfehlt sind?

Wieso schenken wir?

Der französische Ethnologe und Soziologe Marcel Mauss geht in einem Aufsatz aus dem Jahr 1924 der Frage nach, woher der Zwang zum Schenken stammt und warum es Anstoß erregt, ein Geschenk zurückzuweisen.¹⁴ In seiner Arbeit belegt er anhand von Untersuchungen indigener Gruppen und deren Riten, dass die Gabe ein *fait social total* und somit ein Gesellschaft konstituierendes Element ist.¹⁵ Dies bedeutet, dass die Verpflichtung zur Gabe sowohl die Gesellschaft als auch die Gruppe und die Person konstituiert.¹⁶ Nur wer dem Imperativ des Gebens folge, sich der Fremderfahrung der Gabe aussetze, unterscheide sich selbst von anderen. Der Gabentausch bringe keinem und keiner der Tauschpartner_innen einen ökonomischen Vorteil. Vielmehr stelle er eine Asymmetrie zwischen Geber_in und Empfänger_in her und verschiebe soziale, moralische, ökonomische und politische Hierarchien.¹⁷ Gleichzeitig bringe er die Tauschpartner_innen in ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis, welches durchs Geben und Nehmen immer stärker wird.¹⁸

Warum müssen wir etwas zurückschenken?

Der Zwang zur Gegengabe lässt sich nach Mauss vor allem an der Spezifik des Geschenkes erklären. Ein Ding werde erst durch einen performativen Akt – dazu gehören eine spezifische Aufmachung (Geschenkpapier) und traditionelle Körpertechniken

(Überreichen) – zu einem Geschenk, zu einer persönlichen Sache. Die Beziehung zwischen Schenkenden und Beschenkten ist somit geprägt von einer Art dinglichen Fremderfahrung des jeweiligen Gegenübers.¹⁹ Die Schenkenden werden zudem durch den performativen Akt des Schenkens und die an die Gabe geknüpften Intentionen und Erwartungen zu einem Teil des Geschenks. Sie schenken sich sozusagen mit: Ding und Person fallen in der Gabe zusammen. Wir fühlen uns also zur Gegengabe verpflichtet, weil ein Teil der schenkenden Person in der Gabe verdinglicht ist.

Die Zwickmühle des Schenkens

Wir stecken somit in einer Zwickmühle: Es gibt eine normative Pflicht zu schenken und eine gesellschaftliche Pflicht, ein Geschenk mit einem Gegengeschenk zu erwidern. Folgerichtig entsteht ein Kreislauf, der wie ein Perpetuum mobile selbst dafür sorgt, dass er weiter besteht. Häufig ist es dabei nicht mehr möglich, sich viele Gedanken um das nächste Geschenk zu machen. Irgendetwas wird gekauft und beispielsweise dem Geburtstagskind überreicht, welches aus gesellschaftlichem Zwang verpflichtet ist, das Geschenk anzunehmen. Dass dabei einige Objekte übrig bleiben, ist leicht einzusehen.

Die Gemeinsamkeiten – was Käufe und Geschenke verbindet

Die Bedeutung eines Dinges ergibt sich immer aus seinem kulturellen Gebrauch. Wenn also – wie in der Einleitung postuliert – viele Geschenke und Selbstkäufe ihren Zweck verfehlen oder als unnütz wahrgenommen werden, müsste ein Mangel im kulturellen Gebrauch des Dinges festgestellt werden. Als Beispiel kann der Schachcomputer aus der Ausstellung genannt werden. Er kann eine Schachpartie simulieren, aber erreicht nie Anreiz einer Partie zu zweit.

Marcel Mauss geht davon aus, dass der Gabentausch eine kulturelle Praktik ist, die Gesellschaftsstrukturen immer von Neuem gründet und ausdifferenziert. Seiner Theorie folgend gibt es keine verfehlten Geschenke. Nur eine Gabe, die allein auf den praktischen Nutzen reduziert wird, den das Ding für das Subjekt hat, kann verfehlt sein. Um beim Beispiel des Schachcomputers zu bleiben: Die Intention und die nette Geste der Schenkenden bleibt unbeachtet, wenn der Computer als verfehlt beurteilt wird. Bei den Selbstkäufen verhält es sich ähnlich: Erst wenn die Selbstbestätigung, die beim Kauf erfahren wurde, verflogen ist, nimmt man das Objekt als verfehlt wahr.

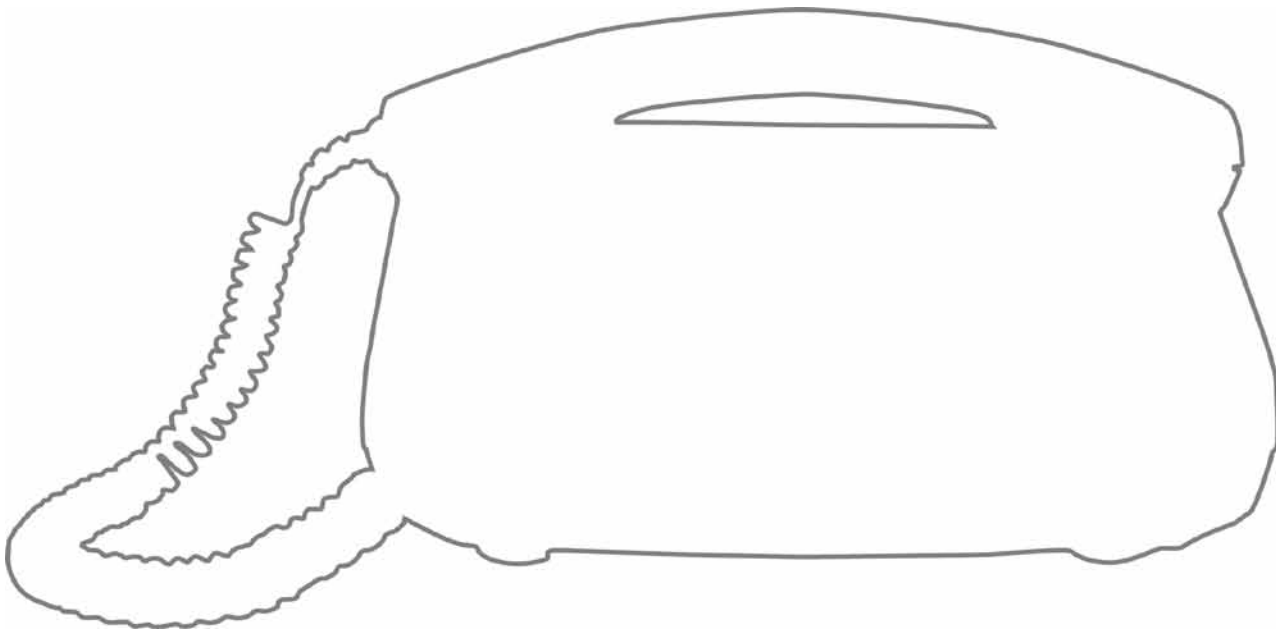
Übrig bleiben die Objekte, weil sie nicht einseitig betrachtet werden. Dem selbst getätigten Kauf wird die Möglichkeit eingeräumt, dass er doch noch mal

einen Nutzen erfüllt. Dem Geschenk von Freund_innen, haftet zu viel der ‚netten Geste‘ an, als dass es auf seinen praktischen Nutzen reduziert wird.

Wohin mit dem Plunder? Verkaufen? Verschenken? Verleihen? Wegwerfen?

Das Internet und die Boulevardpresse sind voll von Ratschlägen, was man mit Fehlkäufen und vermeintlich verfehlten Geschenken tun könnte. Einige karitative Einrichtungen bieten zum Beispiel an, ungenutzte Dinge zu recyceln. Doch um gar nicht erst in die Situation zu geraten, könnten wir uns ein Beispiel an Levine nehmen: Sie versucht mit ihren Buch „No Shopping!“ Menschen dafür zu begeistern, nur das Nötigste zu kaufen.²⁰ Denn: Den Lebensstil zu verändern, die alten Gewohnheiten abzulegen und sich von vermeintlichen Trends und Zwängen zu lösen, verhindert, dass sich unnütze Käufe und Geschenke überhaupt ansammeln.

- 1 Bibliographisches Institut GmbH (2013): <http://www.duden.de/suchen/dudenonline/verfehlt> (Zugriff: 17.02. 2013).
- 2 Rohd, Okka (2013): Mauspullover und Leo-Pumps. Der Kleiderschrank als Hort für geliebte Fehlkäufe. In: Couch. Das Wohn & Fashion-Magazin. Heft 2/13, S. 53.
- 3 Vgl. Paech, Niko (2012): Nachhaltiges Wirtschaften jenseits von Innovationsorientierung und Wachstum. Eine unternehmensbezogene Transformationstheorie. Marburg, Metropolis Verlag, S. 335.
- 4 Paech (2012), S. 335.
- 5 Vgl. Paech (2012), S. 364.
- 6 Korff, Gottfried (1991): Umgang mit Dingen. In: Reich, Susanne S. (Hg.): Lebens-Formen. Alltagsobjekte als Darstellung von Lebensstilveränderungen am Beispiel der Wohnung und Bekleidung der "Neuen Mittelschichten". Berlin, Hochschule der Künste, S. 42.
- 7 Vgl Paech (2012).
- 8 Vgl. Levine, Judith (2011): No Shopping! Ein Selbstversuch. Aus dem Amerikanischen von Anette Hahn. Berlin, Aufbau Verlag. 3. Auflage.
- 9 Paech, Niko (2011): Adios Konsumwohlstand: Vom Desaster der Nachhaltigkeitskommunikation und den Möglichkeiten der Suffizienz. In: Heidbring; Ludger; Schmidt, Imke; Ahaus, Björn (Hg.): Die Verantwortung des Konsumenten über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum. Frankfurt/New York, Campus Verlag, S. 14 (Die Seitenzahlen beziehen sich immer auf die private Fassung von Niko Paech.).
- 10 Paech (2011), S. 10.
- 11 Korff (1991), S. 42.
- 12 Vgl. Paech (2012), S. 367f.
- 13 Paech (2011), S. 3.
- 14 Vgl. Mauss, Marcel (1968): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag.
- 15 Vgl. Därmann, Iris (2010): Theorien der Gabe zur Einführung. Hamburg, Junius Verlag, S. 15.
- 16 Vgl. ebd., S. 26.
- 17 Vgl. ebd., S. 26.
- 18 Vgl. Krafft-Krivanec, Johanna (2004): Der Sinn des Schenkens. Vom Zwang zu Geben und der Pflicht zu nehmen. Wien, Passagen Verlag, S. 109.
- 19 Vgl. Därmann (2010), S. 21ff.
- 20 Vgl. Levine (2011).



Schrankfutter

Aufbrauchen, Übrigglassen und rote Pumps

Karen Ellwanger

Wirtschaften in Mangelgesellschaften

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wurde mit Bekleidung äußerst sorgfältig umgegangen – auch im Bürgertum. Das Grundprinzip des Schonens, garantiert durch die strikte Trennung der Bekleidung in Sonntags- und Alltagskleidung beziehungsweise das Tragen von Schürzen, kombiniert mit sanften Methoden der Reinigung wie vorsichtig Aufbürsten, sollte die Werterhaltung der Kleidung über viele Jahre hinweg sichern. Edit Fel und Tamas Hofer haben in ihrer Studie zum Wirtschaften in einem ungarischen Dorf¹ noch in den 1960er Jahren Weisen des Umgangs mit Dingen vorgefunden, die in dieser bäuerlichen Mangelgesellschaft weder Überflüssiges vorfand noch etwas übrig bleiben ließ: Alles wurde genutzt und immer aufs Neue umgenutzt, bis aus Männermänteln Pferdedecken oder aus Wäsche Putzlumpen geworden waren. Zugleich gab es in der Biografie der Dinge nicht nur ein Nachleben, sondern auch

ein Vorleben, das der Möglichkeit zur Speicherung bedurfte: etwa Stoff, der in Schränken lagerte, um Jahre später zu Wäsche für die Aussteuer verarbeitet zu werden.

Lektion in Mode

Einen substanziellen Anteil am ungleichzeitig stattfindenden Durchbruch der Moderne zwischen 1900 und 1930 hatten einschneidende Strukturveränderungen im Umgang mit Kleidung. So wurde ab Mitte der 1920er Jahre in den neuen, massenhaft verbreiteten Printmedien (wie Zeitungsbeilagen, die sich speziell an weibliche Leserinnen wendeten), ein mehr als nur bewahrender Umgang mit Bekleidung propagiert – Kleidung sollte jetzt aktiv gebraucht, chemisch gereinigt und aufgefrischt, verändert, rechtzeitig ausrangiert und durch neue ersetzt werden. Laut den Erzählungen jener alten Damen, die ich vor Jahren einmal im Rahmen einer Studie² be-

fragt hatte, wurden diese Neuerungen mehr oder minder schnell und umfassend umgesetzt, jedenfalls, soweit von der städtisch-bürgerlichen Umgebung die Rede war und nicht ‚vom Land‘.

Unmodische Kleidung verlor rapide an Wert, auch wenn sie von guter Qualität und noch gut erhalten war – eine unerquickliche Erfahrung für Frauen, die sich ein bestimmtes Kleidungsstück vom Essen abgespart hatten und erleben mussten, dass es ihnen innerhalb eines Jahres unter den Händen zu Staub zerfiel, dass das gewohnte System der Signifizierung als ‚gutes Kleid‘ überlagert wurde von einem neuen, dem der immer schneller für breitere Schichten relevanten der Mode.

Schnellerer Modewechsel musste als neuer Umgang mit Bekleidung jedoch erst gelernt werden. Medien begleiteten diesen Prozess. So erschien in einer Zeitungsbeilage 1928 ein moralisches Lehrstück. Das Thema: *Kleider als Schrankfutter*. Zwei Freundinnen wollen spazieren gehen. Die eine jammert, sie habe „nichts anzuziehen“, obwohl der Schrank, wie die andere mit einem Blick sieht, voll ist. Aber die Kleider sind entweder unmodern, obgleich sie selten getragen wurden – sie sind nämlich immer geschont worden. Oder aber sie sind zwar modisch, neue gute Kleider, die aber von der Besitzerin für den Tagesgebrauch nicht in Betracht gezogen werden, weil sie geschont werden sollen. Und was sollen die Leserinnen daraus lernen? „Ein Schrank voll geschonter,

unmoderner Kleider ist ein schwerer Vorwurf für jede Frau, denn die Summe dafür könnte nutzbringender angelegt werden.“³

Zugleich setzten sich neue Normen des *Passenden* nun auch für breite bürgerliche und subbürgerliche Schichten durch. Darunter ist erstens eine ordnende Zuweisung von Bekleidung zu Ort, Tages- und Jahreszeit sowie Gelegenheit zu verstehen. Und zweitens ein Prinzip des *Passenden* als ästhetische Kategorie, die sich *innerhalb* eines Outfits manifestiert und dessen verschiedene Bestandteile zueinander in Bezug setzt. Die aufwändigste, von der Kompetenz der Nutzerin her gesehen aber auch einfachste Art, ein in sich stimmiges Ensemble zu erzeugen, war die Verwendung derselben Stoffe bei verschiedenen Bekleidungsstücken, in den damaligen Printmedien als „Komplettwirkung“ bezeichnet. Für Frauen, deren Bekleidungsvorrat beschränkter war, wurden multifunktionaler einsetzbare Wege der Zusammenstellung vorgeschlagen. So heißt es in einer Bildunterschrift zur Abbildung eines Mantels und dreier Kleider: „Drei Teile und ein Ganzes: Aus praktischen Erwägungen kam man auch zu einem *neutralen* Mantel für eine ganze Serie von gemusterten Sommerkleidchen greifen.“⁴ Eine Praktik, die noch heute in Erinnerung ist.

Was sich nicht in die Norm des *Passenden* fügte, war toter Stoff, nicht zu gebrauchen, übrig.

Passt nicht

Bis in die 1960er Jahre konnte man an der Länge modischer Frauenröcke die Jahreszahl ablesen – quasi wie an Jahresringen eines Baumstamms. Dieser in der Moderne etablierte Gleichschritt in den Fortschritt der Mode ist in der Spätmoderne obsolet geworden; seit den späten 1960er Jahren kombinieren wir bewusst Altes mit Neuem.

Auch die Erscheinungsformen des ‚Passenden‘ haben sich verändert. Immer neue, unverdrossen als ‚mutig‘ bezeichnete Kombinationen von Stoffen, Farben, Mustern und Stilen, die jeweils einige Jahre zuvor wenig geschätzt waren, werden propagiert. Aber das heißt, wie wir alle wissen, natürlich keineswegs, dass es keine Regeln mehr gäbe; das ‚Passende‘ als Grundprinzip ist geblieben, es wird jetzt nur manchmal ‚Kombinierbarkeit‘ genannt. Die Kollegin N. aus Berlin hat mir letzte Woche von einem langen Rock erzählt, den sie jüngst in ihrem Schrank „wieder gefunden“ habe. Ein wunderschönes Stück, interessantes Material, gut gearbeitet, seit fünf, sechs Jahren in ihrem Besitz, faktisch nie getragen. Der Grund: „Die Gelegenheiten, zu denen ich ihn tragen würde, die gibt’s irgendwie doch nicht – vor allem, weil ich eh gar nichts habe, zu dem ich ihn kombinieren könnte“. Weil sie gleich ahnte, dass es sich um ein problematisches Einzelstück handelte, hat sie den teuren Rock im Ausverkauf erstanden (noch immer nicht billig) – abgesehen davon,

dass sie ihn sich sonst kaum hätte leisten können, dienen solche Sonderangebote bei vielen von uns als letzter Anstoß und Entschuldigung, etwas zu kaufen, das bald ‚übrig‘ sein wird. Ob das auf die Mehrzahl der erstaunlich vielen Fehlkäufe zutrifft, die laut Statistiken jedes Jahr getätigt werden, ist mir leider nicht zugänglich. 86% der Deutschen im Alter zwischen 16 und 65 Jahren sollen sich pro Jahr „verkaufen“ und insgesamt 19,2 Milliarden für Produkte ausgeben, die sie selbst als Fehlkäufe einschätzen, wobei „Deutschlands Frauen pro Jahr im Schnitt 13mal daneben [greifen] Männer hingegen nur 10mal“.⁵ Offenbar werden viele dieser „Fehlkäufe“ nicht gleich wieder umgetauscht, so dass man davon ausgehen kann, dass es im Jahr 2013 neue Varianten des „Schrankfutters“ zu beklagen gibt.

Rote Pumps als Möglichkeitssinn

Warum kann das meine alte Berliner Freundin L. zwar immer besser, aber immer noch nicht gut: sich regelmäßig von alten Stücken trennen? In einer Phase der Überflussgesellschaft? „Wenn ich diese roten Pumps endlich mal ausrangieren würde, würd ich mir vermutlich gleich wieder neue kaufen, genau die gleichen. Das gehört einfach ins Repertoire.“ Das hat mir L. vor mehr als 20 Jahren auf meine Frage geantwortet, warum sie eigentlich ihre hochhackigen Schuhe, die zwar bestens erhalten seien, aber die sie ja, wie sie sage, seit Jahren besitze und

nie trage, noch immer aufbewahre. Ich hatte das damals mit Musil interpretiert: „Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt, und niemand wird bezweifeln, daß er seine Daseinsberechtigung hat, dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann. Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.“⁸

Lisa war damals wie ich selber Ende Dreißig, und die Welt hatte ein paar Möglichkeiten mehr, deren Entfaltung wir in Form von Kleidung im Schrank hüteten. Heute sind wir beide um die Sechzig. Die roten Pumps hat sie nicht mehr, manchmal finde ich das traurig, Auch wenn ich weiß, dass ich mit Nico Paech nicht auf Wachstum im Sinne von immer mehr Konsumgütern setzen soll und will. Aber dann und wann – nicht zu oft, das wäre auch schrecklich! – auf das Wachstum von Möglichkeiten. Damit wäre Nico Paech sicher einverstanden.

¹ Fél, Edit; Hofer, Tamás (1972): Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Átány, Göttingen, Verlag Otto Schwartz.

² Ellwanger, Karen (1994/1998): Bekleidung im Modernisierungsprozess. Frauen, Mode, Mobilität 1870 – 1930. Diss. Uni Dortmund 1994/Essen 1998. Der historische Teil dieses Beitrags basiert auf der Studie.

³ Freygang, Lotte (1928): „Kleider als Schrankfutter. Die Frau in Haus, Beruf und Gesellschaft. Beilage zum Stuttgarter Neuen Tagblatt.“ (Landesbibl. Stgt. Ztg. 9021) Jgg. 1927-1934. Hier: Nr. 21/1928, S. 5.

⁴ Die Frau 5/1928, S. 5.

⁵ Repräsentative Umfrage unter 1.000 Personen von Innofact im Auftrag des Produkt- und Preisvergleichsdienstes Shopping.com, ein eBay-Unternehmen“, bereit gestellt unter <http://www.planunganalyse.de/news/pages/protected/show.php>, abgerufen am 4.2.2013. Weiteres Ergebnis einer Umfrage zu der Aussage „Es ist mir schon mehrmals passiert, dass ich Kleidungsstücke gekauft habe, die ich dann nur ein- oder zweimal getragen habe“. Die Frage entstammt aus der größten Markt-Media-Untersuchung für Kleidung, Schuhe und Accessoires in Deutschland, der Outfit 6. Rund 14 Prozent der Befragten gaben an, dass diese Aussage voll und ganz zutrifft. Marplan April 2007, bereit gestellt von Statistica 2013.

⁸ Musil, Robert (1981): Der Mann ohne Eigenschaften. Roman [1930/32]. Neuauflage 1978. Reinbek: Rowohlt, Gesammelte Werke Band 1, S. 16.

Was bleibt übrig vom Menschen?

Ein populär-naturwissenschaftlicher Gedankengang

Franziska Scholl

Sterbliche Überreste

Das Herz bleibt stehen. Der Atem setzt aus. Totenflecke bilden sich. Der *Rigor mortis*, die Totenstarre, setzt ein. Jeden Tag sterben Menschen, doch was bleibt von ihnen übrig?

Die Wissenschaftsjournalistin Franziska Badenschier hat in ihrem Onlineartikel *Anatomie des Todes* für die Sendung *Planet Wissen* die Vorgänge zusammengefasst, die nach dem Lösen der Totenstarre einsetzen. Die natürliche Autolyse (griech.: Selbstauflösung) des Körpers beginnt. Ist Sauerstoff beteiligt, spricht man von Verwesung, wenn nicht, spricht man von Fäulnis.

Doch was bleibt nun vom Menschen? Bleibt überhaupt etwas übrig? Gehen wir beispielsweise davon aus, dass Opa friedlich eingeschlafen ist und testamentarisch festgelegt hat, in einem Sarg bestattet zu werden. Hätte er eine Einäscherung gewünscht, wäre die Frage nach dem, was übrig bleibt, hier

schnell beantwortet: Asche.

Bei einer Bestattung in einem Holzsarg kann jedoch – ganz nach Opas Wünschen – in Ruhe der Verwesungsprozess beginnen. Voraussetzung ist, dass der Boden locker und luftig ist und nicht aus Lehm oder Ton besteht. „Je nachdem, wie viel Sauerstoff und Wasser in der Erde sind, dauert die Zersetzung unterschiedlich lange: Für gewöhnlich ist alles Gewebe nach zwölf Jahren zersetzt, die Knochen brauchen noch etwas länger. Nach der üblichen Ruhezeit von bis zu 30 Jahren ist von dem Leichnam in der Regel nichts mehr übrig, außer vielleicht der Schädel- und die Oberschenkelknochen“, schreibt Badenschier in ihrem Artikel. Wenn keine Luft in den Sarg kommt, kann es sein, dass die Leiche nicht verwest und sogenannte Wachsleichen entstehen. Hierbei kann das körpereigene Fett nicht von Bakterien zersetzt werden und wird zu Wachs.¹

Die alten Ägypter_innen beispielsweise wollten je-

doch gar nicht, dass der Körper verwest. Nach dem Tod konservierten sie den Körper durch Wasserentzug, damit er erhalten bleibt. Die sogenannten Mumien können aber auch auf natürliche Weise entstehen, wenn die passenden klimatischen Bedingungen gegeben sind, wie zum Beispiel eine bestimmte, gleichbleibende Luftfeuchtigkeit und Umgebungstemperatur.

Dass Menschen genau wie andere Wirbeltiere verwesen, verfaulen oder verrotten, gehört zum Kreislauf des Lebens dazu. Von verstorbenen Menschen bleiben dann, biologisch gesehen, Knochen, Mumien oder Wachsleichen übrig – zumindest vorerst.

Menschliche Überreste

Doch was würde passieren, wenn die gesamte Menschheit aussterben sollte? Was würde von uns beziehungsweise der gesamten Weltbevölkerung übrig bleiben? Was würden „hyperintelligente [...] Nagetiere“² finden, wenn sie die Erde nach uns erforschten?

Ausgangspunkt für diese Überlegung ist der aktuelle Zustand unseres Planeten. Auf der Internetseite der BUNDjugend gibt es einen Rechner, mit dem wir unseren Ökologischen „Fußabdruck“ kalkulieren können. Der Rechner für den Fußabdruck bezieht unseren Energieverbrauch, unsere CO₂-Emissionen und unser Konsumverhalten in die Berechnung mit ein. Betrachtet man den Ökologischen Fußabdruck

durchschnittlicher Deutscher, wird deutlich, dass wir mehr ‚globale Hektar‘ brauchen, als Land auf der Erde vorhanden ist. „Wenn alle Menschen so leben würden wie wir, bräuchten wir 2,8 Erden, denn der deutsche Fußabdruck ist 5,09 Hektar groß. Der gerechte Ökologische Fußabdruck liegt jedoch bei 1,9 Hektar.“³

Mit Nachhaltigkeit und der Veränderung unseres Lebensstils könnten wir unseren Fußabdruck verkleinern, denn allein die Umstellung des *kompletten* Lebensstils kann nachhaltig sein, so der Postwachstumsökonom Niko Paech.⁴ Also einfach mal alles ökologisch modernisieren? Von diesem Vorschlag hält Paech jedoch nicht viel, denn die „groß angelegte ökologische Modernisierung soll indes nicht etwa den Planeten, sondern den Status Quo materialisierter Selbstentfaltungsansprüche retten.“⁵

Was bleibt also, wenn die Menschheit von heute auf morgen aussterben würde? Laut Paech wären es nicht nur „immense Raum- und Landschaftszerstörungen infolge des flächendeckenden Ausbaus regenerativer Energien, sondern auch kolossale Elektroschrottberge“⁶. Unser Streben nach ökologischer Energie geht also nach hinten los und ‚verschlimmbessert‘ die Lage nur. Wir müssten zunächst unsere Einstellung, unser Verhältnis zu den Dingen und dadurch unsere Bedürfnisse beziehungsweise die Generierung von Bedürfnissen ändern – denn wer braucht schon Erdbeeren im Winter? Erst dann könn-

te auch unser Ökologischer Fußabdruck schrumpfen und wir würden eine ‚schönere‘ Erde hinterlassen, sollten wir aussterben.

Geologische Überreste

Der Frage, was nach uns beziehungsweise von uns übrig bleibt, hat sich auch der britische Geologe Jan Zalasiewicz gestellt. In einem Interview mit dem SPIEGEL bringt er seine These auf den Punkt:

„Wir verändern die Zusammensetzung der Arten auf der Erde massiv. Unsere CO₂-Emissionen führen zu einer globalen Erwärmung und zu einer messbaren Versauerung der Ozeane. Viele andere tiefgreifende Veränderungen laufen schon längst, andere, wie der Anstieg der Meeresspiegel, werden in den kommenden Jahrhunderten und Jahrtausenden hinzukommen. Nach unseren heutigen Erkenntnissen kann man die Forderung, unsere Epoche in Anthropozän umzubenennen, zumindest mit gutem Recht erheben. Der Mensch gestaltet bereits die Bodenschichten um, die sich ablagern und ablagern [sic!] werden. Dazu gehören auch neuartige künftige Bodenschichten, die wir heute Städte nennen.“⁷

Angestoßen wurde die Debatte über das „Zeitalter der Menschen“ (griech.: Anthropozän) vom Chemie-Nobelpreisträger Paul Crutzen mit seinem Artikel *Geology of mankind* im *Nature Journal*.⁸ Er wollte auf den Einfluss des Menschen auf die Umwelt aufmerksam machen und schlug damit bei Geo-

log_innen hohe Wellen. Befürworter_innen wie Zalasiewicz⁹ haben die Idee aufgegriffen und prüfen derzeit, ob es eine weltumfassende, geologische Schicht geben könnte, die genau diese Epoche beschreibt. Zalasiewicz spricht hier von einer „goldenen Schicht“, die das Anthropozän wissenschaftlich belegen würde.¹⁰ Kritiker_innen dagegen werfen den Forscher_innen vor, dass Geologie keine Zukunftstheorie sein könne. Ob der Name „Anthropozän“ also offiziell wird, bleibt abzuwarten.¹¹

Was die Wissenschaftler_innen jedoch mit Anthropozän beschreiben wollen, zeigt auf, was von uns einmal übrig bleiben könnte. Axel Bojanowski und Christian Schwägerl haben in ihrem Artikel *Debatte um neues Erdzeitalter: Was vom Menschen übrig bleibt* verschiedene Positionen aufgegriffen:¹²

- Die Landoberfläche wurde massiv umgestaltet. (Erle Ellis)¹³
- Der Klimawandel versauert Ozeane langfristig und beeinflusst so die Gesteinsbildung am Meeresboden. (Will Steffens)¹⁴
- Bauliche Maßnahmen wie Staudämme, Städte oder Bergbau verändern die Böden. (James Syvitski)¹⁵
- Biologische Veränderungen durch das Ausrotten und Neuzüchten von Arten werden später in Versteinerungen sichtbar sein. (Jan Zalasiewicz)¹⁶

Diese Spuren werden wir hinterlassen, wenn es die Menschheit nicht mehr gibt. Wollen wir wirklich, dass die erwähnten hyperintelligenten Nagetiere einmal auf unsere geologische Schicht schauen und sagen: Das Anthropozän ist das Zeitalter mit der CO₂-haltigsten Steinschicht: Die Menschen haben so viel CO₂ produziert, dass sogar die Meere sauer geworden sind?

Zukünftige Überreste?

Sollten wir dies verhindern wollen, müssten wir vermutlich unseren Lebensstil ändern. Doch glaubt man dem legendären Douglas Adams¹⁷, Science-Fiction Autor von *Per Anhalter durch die Galaxis*, so haben wir Menschen gar keinen Einfluss mehr auf ‚unsere‘ Erde. Ob wir sterben und was nach unserem Tod mit unseren Leichen passiert, ist in einem Computer namens „Erde“ fest einprogrammiert. Die hyperintelligenten Mäuse, die diesen Computer entwickelt haben und bedienen, suchen nur die Antwort auf eine einzige Frage: Was ist der Sinn des Lebens, des Universums und des ganzen Rests? Die Dinosaurier, die die Erde 235 Millionen Jahre vor uns bewohnt hatten, konnten diese Frage nicht beantworten. Die Hoffnung der Mäuse ruht also auf uns Menschen. Alleine deshalb schon sollten wir die Erde sorgsam behandeln, damit wir keinen Schrotthaufen hinterlassen...

Aber wenn wir Menschen (und die Mäuse) Pech ha-

ben und sich Douglas Adams‘ Vision bewahrheitet, wird die Erde dem Bau einer galaktischen Hyperraum-Expressroute der Vogonen weichen müssen. Und dann ist eh alles wurscht.

¹ Bandschier, Franziska (2012): Anatomie des Todes. Planet Wissen vom 31.10.2012. Abrufbar unter: http://www.planet-wissen.de/alltag_gesundheit/tod_und_trauer/mumien/leichen_vergaenglichkeit.jsp (Zugriff: 18.02.2013).

² Zalasiewicz, Jan (2010): Die Erde nach uns. Der Mensch als Fossil der fernen Zukunft. Berlin, Springer-Verlag. Englische Originalausgabe erschienen bei Oxford University Press.

³ Jeder kann seinen persönlichen Ökologischen Fußabdruck berechnen unter: <http://www.footprint-deutschland.de/> (Zugriff: 08.02.2013).

⁴ Paech, Niko (2011): Adios Konsumwohlstand: Vom Desaster der Nachhaltigkeitskommunikation und den Möglichkeiten der Suffizienz. In: Heidbring, Ludger; Schmidt, Imke; Ahaus, Björn (Hg.): Die Verantwortung des Konsumenten über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum. Frankfurt/New York, Campus Verlag. (Private Fassung von Niko Paech), S. 5.

⁵ Paech (2011), S. 4.

⁶ Paech (2011), S. 2.

⁷ Schwägerl, Christian (2011): Erdgeschichte: "Wir sind auf der Erde das dominierende Raubtier". SPIEGEL Online vom 01.03.2011. Abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/wissenschaft/natur/erdgeschichte-wir-sind-auf-der-erde-das-dominierende-raubtier-a-748356.html> (Zugriff: 08.02.2013).

⁸ Crutzen, Paul (2002): Geology of mankind. In: Nature, Jg. 415, Heft 23. Abrufbar unter: <http://www.nature.com/nature/journal/v415/n6867/full/415023a.html> (Zugriff: 08.02.2013).

⁹ Jan Zalasiewicz ist der Leiter einer Arbeitsgruppe der „International Commission on Stratigraphy“ (ICS). Unter Stratigraphie versteht man die geologische Schichtenkunde.

¹⁰ Warum er von einer „goldenen Schicht“ spricht, bleibt fraglich.

¹¹ Bojanowski, Axel; Schwägerl, Christian (2011): Debatte um neues Erdzeitalter: Was vom Menschen übrig bleibt. SPIEGEL Online. Abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/wissenschaft/natur/debatte-um-neues-erdzeitalter-was-vom-menschen-uebrig-bleibt-a-769581.html> (Zugriff: 08.02.2013).

¹² Bojanowski, Axel; Schwägerl, Christian (2011).

¹³ Bojanowski, Axel; Schwägerl, Christian (2011).

¹⁴ Bojanowski, Axel; Schwägerl, Christian (2011).

¹⁵ Bojanowski, Axel; Schwägerl, Christian (2011).

¹⁶ Bojanowski, Axel; Schwägerl, Christian (2011).

¹⁷ Adams, Douglas (2009): Per Anhalter durch die Galaxis. München, Wilhelm-Heyne-Verlag. Originalausgabe (1979): The Hitchhiker's Guide to the Galaxy. London, Pan Books Ltd.



Die Himmelsscheibe von Nebra

Tor zur Vergangenheit oder Spiegel der Gegenwart?

Hannah Grüenthal

Die Himmelsscheibe von Nebra ist einer der bekanntesten archäologischen Funde Deutschlands. Die tellergroße, grün-goldene Platte ist nicht nur deshalb berühmt, weil sie als die älteste konkrete Darstellung des nächtlichen Sternenhimmels weltweit gilt – sie ist immerhin 3600 Jahre alt. Sie ist vor allem durch die spektakuläre Aktion bekannt, in der sie 2002 in einem Baseler Hotel von der Polizei sichergestellt wurde. Drei Jahre zuvor hatten Grabräuber die Himmelsscheibe zusammen mit einigen anderen Fundstücken in der Nähe von Nebra in Sachsen-Anhalt ausgegraben, mitgenommen und verkauft. Es kümmerte sie nicht, dass das Denkmalschutzgesetz des Landes eindeutig festlegt, dass für „bewegliche Kulturdenkmale“ wie eben archäologische Funde eine „Abgabepflicht“ besteht, da sie Eigentum des Landes sind.

Die Medien berichteten ausführlich über den Nebraer Fund. Jahrelang informierten sie immer wieder

über neue Erkenntnisse zur Himmelsscheibe und spekulierten über deren Sinn und Zweck. Der *stern* berichtete 2010 *Warum das Kultsymbol entweiht wurde*: Professor Bertemes, Professor für Archäologie in Halle-Wittenberg, stellt darin seine These vor, dass klimatische Veränderungen die Menschen der Bronzezeit, die einem Sonnenkult huldigten, derart ängstigten, dass sie Priesterschaft und ihre Rituale hinterfragten und die Himmelsscheibe vergruben.

Das hört sich plausibel an. Nur: Woher weiß er das? Es ist gar nicht so einfach, Dinge, die übrig geblieben sind, einzuordnen. Selbst wenn die Dinge eine_n Besitzer_in haben, der oder die erzählen kann, was sie bedeuten, kann eine eindeutige Kategorisierung schwierig sein. Noch schwerer wird es, wenn das Übriggebliebene aus einer anderen Kultur stammt, in der unbekannt und daher nicht erkennbare Chiffren verwendet werden. Auch Überbleibsel aus früheren Zeiten stellen diejenigen, die

ihren ‚Sinn‘, ihre ‚Bedeutung‘ für ihre Besitzer_innen rekonstruieren wollen, oft vor Schwierigkeiten. Die historischen Wissenschaften werten solche Quellen aus, suchen Zusammenhänge, stellen sie zueinander in Beziehung und versuchen so, ihre ‚Bedeutung‘ zu ergründen. Manchmal ergibt sich aus diesen vielen kleinen Mosaiksteinchen ein Bild, das einen Eindruck vermittelt von der Zeit, dem speziellen Kontext, dem das Übriggebliebene entstammt. Manchmal auch nicht.

Je weiter der Kontext des Objekts, das man untersucht, entfernt ist, also je älter ein Fund oder eine Quelle ist, desto schwieriger wird es, das Gefundene zu kontextualisieren. Das hat mehrere Gründe: Je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht, desto weniger Quellen gibt es – dies mag daran liegen, dass die Materialien vergänglich sind oder daran, dass die potenziellen Fundstücke tief in der Erde liegen. Außerdem gibt es oft keine schriftlichen Quellen. Worte haben einen hohen Informationsgehalt, obwohl natürlich auch Worte interpretiert und hinterfragt werden müssen, aber sie lassen auf Intentionen und Kontext deren schließen, die sie verfasst haben. Darüber hinaus werden die verwendeten Chiffren, je weiter man in die Vergangenheit zurück geht, immer fremder und schwieriger zu interpretieren.

Ich möchte die Probleme am Beispiel der Himmelscheibe verdeutlichen. Die erste Frage lautet: Was

haben wir? Wir haben ein rundes, 4,5 Millimeter starkes Objekt von etwa 32 Zentimetern Durchmesser. Das Gewicht beträgt 2,3 Kilogramm. Es ist türkisgrün mit goldenen Applikationen in Form von dreißig kleinen Punkten, einem größeren Kreis und drei verschieden geformten sichelförmigen Applikationen. Außerdem ist der Fundort bekannt: der Mittelberg bei Nebra in Sachsen-Anhalt. Zuletzt wissen wir noch, dass gemeinsam mit der Scheibe noch andere Dinge gefunden wurden: zwei Schwerter, ein Meißel, ein Beil. Durch verschiedene Techniken lassen sich Alter und Herkunft der verarbeiteten Materialien bestimmen und der Zeitraum, seit dem die Scheibe sich unter der Erde befindet.

Sofort aber tun sich weitere Fragen auf: Woher kommt die Scheibe? Wozu wurde sie gebraucht? Warum lag sie in der Erde? Wer hat sie hergestellt? Zu welchem Zweck? Was hat sie mit den gleichzeitig mit ihr gefundenen Gegenständen zu tun? Einige dieser Fragen sind leichter zu beantworten als andere. In der Archäologie wird versucht, Antworten darauf zu finden.

Das Problem ist: Es gibt wenige Quellen. Wir können niemanden fragen. Niemand *weiß*, welche Bedeutung die Himmelscheibe für die Menschen hatte, die sie schufen oder die sie nutzten. Es lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Es ist wichtig, solche Vermutungen aufzustellen, die Funde zu vernetzen, mögliche Beziehungen aufzuzeigen und Deutungen

vorzuschlagen. Sie müssen aber als solche gekennzeichnet werden. Denn dem Ding an sich wohnt kein ‚Sinn‘ inne, kein Gehalt, keine ‚Bedeutung‘. Dies sind alles äußere Zuschreibungen. Eine Einordnung von Funden und Befunden als ‚religiös‘ oder ‚kultisch‘ ist aus religionswissenschaftlicher Perspektive sehr schwierig: Gab es damals schon ‚Religion‘? Ist es legitim, alles, was nicht aus heutiger Perspektive als ‚nützlich‘ angesehen wird, als ‚Kultobjekt‘ zu klassifizieren? Oder unterstellt nicht beides eine Konzeption von Gesellschaft, die für die damalige Zeit nicht nachweisbar ist? Wenn Bertemes von einem ‚Sonnenkult‘ und einer ‚Priesterschaft‘ spricht, unterstellt er damit eine bestimmte Konzeption von Welt und von Gesellschaft, die möglicherweise nicht vorhanden war. Sicher, vielleicht trifft sie auch zu. Aber Beweise gibt es keine.

Ronald Hutton, Historiker an der Universität Bristol, hat dies an einem anderen Beispiel gezeigt. Er beschäftigte sich in seinem mehr als 450 Seiten umfassenden Werk *Blood and Mistletoe* mit den Druiden. Die Quellenlage ist rar: Es gibt einige Ausgrabungen, die Rückschlüsse auf Bestattungstraditionen zulassen. Schon die Einordnung der Bestattungsgebräuche als ‚religiös‘ ist eine moderne Interpretation. Weiterhin gibt es wenige Inschriften und römische beziehungsweise griechische Texte, in denen die Druiden erwähnt sind. Jahrhundertlang wurde versucht, aus diesen und anderen – oft nicht

gesicherten bis schlicht erfundenen – Informationen zu rekonstruieren, wer die Druiden *wirklich* waren, was sie glaubten, welche Stellung sie in ihrer Gesellschaft hatten. Hutton verfolgte einen ganz anderen Ansatz. Er untersuchte alles, was er finden konnte, was seit etwa 1500 über die Druiden geschrieben, gemalt, produziert worden war und wie die Druiden dargestellt wurden. Anstatt aus diesen Quellen ein Bild der *echten, historischen* Druiden zu entwickeln, stellte er dar, wie das Motiv ‚Druiden‘ im Laufe der Zeit verwendet und gefüllt wurde, wie sich ihre Darstellung in den verschiedenen historischen Kontexten unterschied. Wenn beispielsweise die Druiden im 16. Jahrhundert hauptsächlich als ‚barbarisch‘ und ‚böse‘ und damit als negativ dargestellt wurden, im 19. Jahrhundert hingegen als ‚naturverbunden‘ und ‚weise‘ und damit positiv besetzt waren, so sagt das wenig über die historischen Druiden aus, aber viel über die Sicht auf Welt und Gesellschaft im 16. beziehungsweise 19. Jahrhundert. Hutton nutzt die Quellen, in denen Druiden dargestellt werden, also als Quellen über die Zeit, in der sie entstanden. Er versucht nicht, eine dahinterliegende Wahrheit zu finden – im Gegenteil, er schreibt in seiner Einleitung: „In this book I argue that we can know virtually nothing of certainty about the ancient druids.“ (Auf Deutsch in etwa: In diesem Buch lege ich dar, dass wir nahezu nichts mit Gewissheit über die alten Druiden wissen können.) Dinge wie diese haben

keine ihnen innewohnende, unanfechtbare, genuine Bedeutung. Dinge haben die Bedeutung, die ihnen zugeschrieben wird. Ein Ding stellt dar, was der Mensch, der es ansieht, in ihm sieht.

Im Fall der Himmelsscheibe könnte man sagen: Sowohl Wissenschaftler_innen als auch Journalist_innen schreiben der Himmelsscheibe eine religiöse Bedeutung zu. Sie interpretieren die wenigen Informationen, die es über die Himmelsscheibe und die Zeit, der sie entstammt, gibt und verbinden sie zu einer Erzählung, die einleuchtend erscheint, spannend ist und etwas erzählt über den Kampf der Menschen um das Überleben und über ihre Angst vor den Göttern. In unserer Zeit, da die wenigsten sich zu einem Opfer an irgendwelche Götter hinreißen lassen würden, wird ein Ding, das übrig geblieben ist, das über dreitausend Jahre in der Erde vergraben lag und dann unter spektakulären Umständen wieder ans Tageslicht kam, als Opfer an die Götter gedeutet. Das, was es heute nicht mehr gibt, wird einem Objekt aus einer anderen Zeit zugeschrieben. Wir kennen nicht den Sinn, den die Himmelsscheibe für ihre Erschaffer_innen hatte. Wir können anschauen, was übriggeblieben ist. Wir können es untersuchen, Fakten sammeln und Vermutungen anstellen. Und wir können beobachten, wie sich die Menschen heute das Leben damals vorstellen.

Literatur:

Hutton, Ronald (2009): *Blood and Mistletoe*. New Haven, Conn. u.a., Yale University Press.

White, Hayden (2008) [1973]: Einleitung: Die Poetik der Geschichte. In: ders.: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag. S. 15-62. [Orig.: *Metahistory. The historical Imagination in nineteenth-Century Europe*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.]

Schöne, Thomas (2010): Warum das Kultsymbol entweiht wurde. Stern, Beitrag vom 10.08.2010. <http://www.stern.de/wissen/mensch/himmelsscheibe-von-nebra-warum-das-kultsymbol-entweiht-wurde-1591775.html> (Zugriff: 13.02.2013).

Ein Rest wird Buddha

Christoph Medicus

Der Beitrag zur Ausstellung **was übrig bleibt** ist ein Restbestandsobjekt des Projekts *TRUST the BUTTMANN foundation* (Christoph Medicus, Berlin 2012): Eine circa drei Zentimeter kleine sitzende Buddha-Figur. Während der Ausstellung **was übrig bleibt**, wird der Buddha den Betrachter_innen als Leerstelle zur Erstellung einer nachträglich zugeschriebenen Geschichte bereitgestellt.

An persönlichen Gegenständen zeigt sich ein subjektives Bedürfnis die eigenen geschichtlichen Verstrickungen sichtbar zu machen, in eine Form zu sortieren und somit ein übergeordnetes Netz aus Geschichten zu ordnen. Über diese selbsterstellten, an Gegenständen vernetzten Ordnungen finden wir uns selbst als Subjekte wieder.

Als Museum der Nachbarschaft hatte die *TRUST the BUTTMANN foundation* sich zum Ziel gesetzt, aus geliehenen Gegenständen eine exemplarische

Einrichtung zu erstellen, die privaten Wohnraum als Verwirklichung persönlicher Geschichten darstellt. Das Individuum wurde hier als ein permanent, und über die eigenen vier Wände hinaus kommunizierendes Wesen aufgefasst. Die Vorstellung eines abgeschlossenen Privatraums wurde aufgehoben und mit unterschiedlichen Medien durchbrochen. Das neu zusammengestellte Zimmer umfasste 77 aus benachbarten Wohnungen geliehene Objekte und ebenso viele Einblicke in die anliegenden Privaträume. Begleitend erzählten die Anwohner_innen persönlich Geschichten zu den verliehenen Gegenständen. Die Idee des Privaten wurde im Moment der Ausstellung in einen erweiterten Austausch gebracht. Die Gegenstände und ihre Besitzer_innen sprachen von Vertrauen, Verfestigung und Auflösung.

Die Geschichte der hier gezeigten Buddha-Figur beginnt nun erst mit Beendigung der Installation und liegt in ihrem Übrigbleiben begründet. Alle anderen

Gegenstände der Installation wurden mit einem Verweis auf ihre Dokumentation nach ein paar Tagen wieder zurückgebracht. Die Öffentlichkeit der den Objekten zugeordneten Geschichten wurde wieder aufgelöst. Da der Buddha jedoch unangemeldet in das übrige Ensemble eingeschleust wurde, und sein Ursprung auch nicht auszumachen war – das heißt aufgrund der Anonymität des leihgebenden Menschen und der damit fehlenden geschichtlichen Zugehörigkeit – taucht er bisher nicht in der Dokumentation und auch nicht in den damit verbundenen Verankerungen der anderen Geschichten im Internet auf. In dieser Position hat die Figur vorerst ihre Funktion verfehlt, da ihre Platzierung in Berlin von einer unbekannt Person parasitär, und damit für die Ausstellung geschichtslos stattfand.

Der hier gezeigte Buddha verbirgt also bisher seine Herkunft. Er hat keine Heimat und birgt gerade darin Potenziale einer noch zu konstituierenden Weiterführung.

Erst in seiner Loslösung, die in der ihm zugehörigen Form auch als Befreiung gelesen werden kann, bietet er sich als Projektionsfläche und Aufnahme-medium an und besetzt eine Gegenposition zu einer mit der Entstehung der Geschichtszuschreibung einsetzenden Verfestigung der Idee unauflösbarer geschichtlich verorteter Subjekte. Ein Vergleich der Idee eines geschichtslosen Zustands mit der im Buddhismus proklamierten Idee eines durch Medi-

tation erreichbaren Zustands der Bedürfnislosigkeit steht noch aus.

Als Denkform und in Kontrast zu den anderen Objekten der Ausstellung hat die hier vorgestellte Figur ein seltsam unabgeschlossenes Potenzial. Gemeinsam mit den kommenden Besucher_innen wird erst in der Geschichtslosigkeit eine Verbindung zu dem in Berlin begonnenen Audio-Archiv bestehender Geschichten möglich. Eine dem Objekt bisher fehlende Identität kann nun von den Betrachter_innen konstituiert und weitergeführt werden und der vorerst verloren wirkende, geschichtslose Zustand zeigt sich plötzlich als eine kommunikative Basis geschichtlicher Produktion.

Die *TRUST the BUTTMANN foundation* richtete sich während der Ausstellung DOPPELZIMMER, vom 23.08. bis 26.08.2012 in den Räumlichkeiten der *Initiative Buttmann 16* in der Buttmannstr. 16 in Berlin an die Öffentlichkeit. Allen Anwohner_innen, insbesondere den Bewohner_innen der Häuser Buttmannstraße, die durch ihren Beitrag der Stiftung eine erste Form und der Idee eine lebendige Wirklichkeit verliehen haben, sei hiermit herzlichst gedankt. *TRUST the BUTTMANN foundation* erfreute sich außerdem der rat- und tatkräftigen Unterstützung der *Initiative Buttmann 16* und den Helfer_innen von *Gangway e.V.*; Projektseite: <http://medicus.betakontext.de/trustt-hebuttmannfoundation.html>.



Freiraum für eine Geschichtszuschreibung zur übriggebliebenen Buddha-Figur

„... das Ewige ist jedenfalls eher eine Rüsche am Kleid als eine Idee.“ (Walter Benjamin)

Stefanie Kuhn

Ein Buch, ein Möbelstück, ein Spiel oder eine Ausstellung – allem, was der Mensch erschafft, liegt eine Idee zugrunde. Die Umsetzung einer Idee, ihre Überführung in die Realität – einen Einfall zu begleiten, wie aus ihm etwas wächst, ist wohl eine der frühesten und längsten Freuden, die den Menschen begleitet.

Doch was passiert mit jenen Ideen, die einem im Kopf schwirren und diesen nie verlassen?

Was bleibt von einer Idee übrig, die niemals umgesetzt wird?

Im Rahmen eines Seminars im Studiengang *Museum und Ausstellung* sollten wir eine persönliche Sammlung anlegen und anschließend präsentieren. Zu jenem Zeitpunkt trieb mich mein notorisches Nicht-zu-Ende-Führen um. So entschied ich mich, eine Sammlung meiner nicht realisierten Vorhaben

anzulegen.

Diese wiederum ist wahrscheinlich die intimste Sammlung, die ich ausstellen kann. Nicht nur weil diese Vorsätze meine Bedürfnisse, Sehnsüchte und Träumereien spiegeln, sondern auch weil es eine Offenlegung einer meiner größten Schwächen mit sich bringt: das Beginnen. Und das Nicht-zu-Ende-Führen. Das Sich-Vornehmen und das Nicht-Machen, bei dem nichts übrig bleibt außer dem Vorsatz und der Idee.

In einem zähen Prozess musste ich lernen, dass ein Vorhaben ohne seine Umsetzung sich im Grunde zu einer bloßen Idee wandelt. Denn was ist eine Idee ohne Folgen? Selbst die grandioseste, intimste, problemlösendste Idee bedeutet tatsächlich gar nichts ohne ihre Umsetzung.

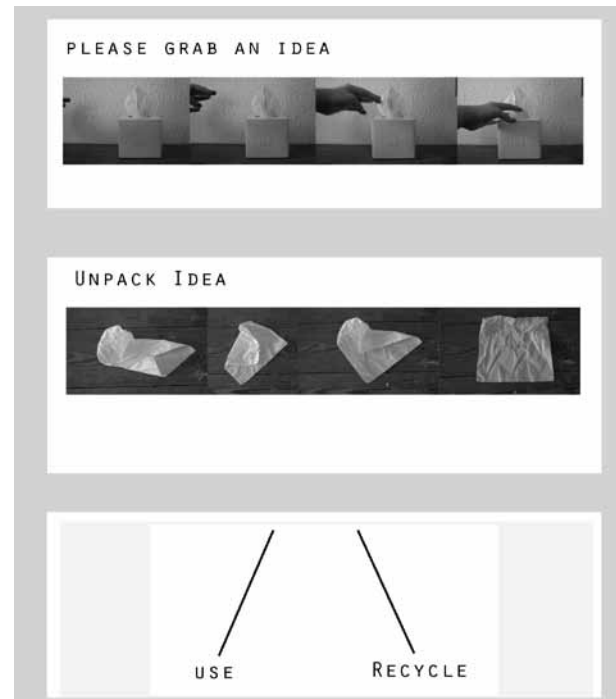
Ein Wegwerfprodukt.

Im gleichen Maße wie das Taschentuch seine Neuheit, Schönheit und Unverbrauchtheit verloren hat, sobald man es aus der Hand legt, verliert auch die Idee all diese Qualitäten in dem Moment, in dem eine andere, nächste Idee sie ersetzt und die Vorherrschaft im Kopf übernimmt. Niemals kann die Idee dann die Unverbrauchtheit und diesen euphorischen Moment eines Einfalls zurückerlangen. Ist die Idee also einmal da, verliert sie in rasendem Tempo ihre Attraktivität, bis auch sie irgendwann und sehr bald auf dem Müllhaufen der ungebrauchten Einfälle landet.

Doch es ist die Vernunft, die mich gelehrt hat, dass keine Idee mir oder irgendjemandem wirklich gehört. Denn wie so wunderbar in unserer Sprache verankert, ist doch ein wesentlicher Zug einer Idee: Du bekommst sie. Sie entspringt dir nicht und schon gar nicht kannst du in ihren Besitz gelangen. In einem bestimmten Raum, einer bestimmten Zeit und zu einem bestimmten Thema bist du der Kopf gewesen, den sie sich ausgesucht hat. Und solange du diese Idee nicht umsetzt, hat sie auch weiter gar nichts mit dir zu tun.

Um diese Gedanken aufzuzeigen, schrieb ich 100 Vorhaben jeweils auf ein Taschentuch. Die Taschentücher befanden sich in einer Box und konnten während der Präsentation einzeln herausgezogen werden. Was diejenigen, die eine Idee herauszogen, schließlich mit dem aufgeschriebenen Vorhaben an-

fingen, ob sie das Taschentuch wegwarfen und alles vergaßen oder sich tatsächlich an meiner statt an die Umsetzung machten, war etwas, das jenseits meines Einflusses lag. (Doch der leise Wunsch, dass von meinen Ideen mehr übrig bleibt und ihnen zumindest noch einmal Aufmerksamkeit zuteil wird, hat mich sicherlich von Anfang an unbewusst begleitet.) So bleibt, mit diesem Text und dir als Leser_in, zumindest von *einem* Vorhaben wohl mehr übrig als die bloße Idee.



(Was übrig bleibt sind) Derivate

Jonas Koch

Von großen Theorien bleiben Merksätze.
Von komplexen Sachverhalten bleiben Formeln.
Von Bildung bleibt Klausurwissen.
Von Wissenschaft bleibt Verwertungsinteresse.
Von der Magie bleibt die Berechnung.

Von Touristen bleibt Geld,
von Gästen bleibt Dreck.
Vom Urlaub bleiben Fotos,
von Träumen bleiben Realitäten.
Von Idealen bleiben Parolen,
von der Revolution bleiben die T-Shirts.

Von der Angst bleiben Verbote,
von der Freiheit bleibt die Sicherheit.

Von Silvester bleiben Scherben,
von Neujahrsvorsätzen bleiben Vorsätze.
Vom Monat bleibt am Ende zuviel.
Von Arbeit bleibt Armut,
von Ausbeutung bleibt Reichtum.

Vom Trend bleibt der Gegentrend,
vom Gegentrend bleibt der nächste Trend,
vom Trend bleibt Mainstream.
Vom Hype bleibt nichts.
Von der Avantgarde bleiben Hipster,
von der Masse bleibt keiner,
von den Einzelnen bleibt jeder.

Von Liebe bleibt Schmerz,
von Schmerzen bleiben Narben.
Von Narben bleiben Geschichten,

von Geschichten bleiben Legenden.
Von Legenden bleiben Mythen,
von Mythen bleiben Helden.

Von Kunst bleibt Kitsch,
vom Kitsch bleibt Trash.
Von Satire bleibt Comedy,
von Opern bleiben Musicals,
von Sinfonien bleiben Jingles.

Von Alben bleiben Hits,
von Hits bleiben Evergreens,
von Evergreens bleiben Ladenhüter.

Von analog bleibt digital,
von mechanisch bleibt digital,
vom Handwerk bleiben Maschinen.
Vom Wohlstand bleibt Fortschritt,
vom Fortschritt bleibt Technik,
von Technik bleibt Bequemlichkeit.
Von Entdeckern bleibt das Navi,
vom Orientierungssinn bleibt die App,
vom Grübeln bleibt googeln.

Was bleibt uns also übrig?

Autor_innen

Prof. Dr. **Karen Ellwanger** ist Empirische Kulturwissenschaftlerin/Europäische Ethnologin und leitet das Institut für Materielle Kultur an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Magdalena Götz studiert den M.A. *Museum und Ausstellung* in Oldenburg und ist Teil des Ausstellungsteams. Davor studierte sie *Literatur-Kunst-Medien* sowie British and American Studies an der Universität Konstanz. In ihrer Bachelorarbeit *Das 21. Jahrhundert ist ein Gespräch. Das Künstlerinterview in Hans Ulrich Obrists kuratorischer Praxis* befasste sie sich mit der Figur des Kurators in der zeitgenössischen Kunst.

Hannah Grüenthal studiert in Heidelberg Religionswissenschaft, Psychologie und Neusprachliche Südasiastudien. In ihrer Masterarbeit beschäftigt sie sich mit wissenschaftlichem Okkultismus an der

Wende zum 20. Jahrhundert und den Aushandlungsprozessen zwischen Religion und Wissenschaft zu dieser Zeit.

Gero Heschl studiert Philosophie im Masterstudium an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. 2006 bis 2010 studierte er dort Sozialwissenschaften und Philosophie und schrieb seine Bachelorarbeit zu *BERGSON BEI SARTRE. Zwei Theorien des Ego: Die Beeinflussung Jean-Paul Sartres durch Henri Bergson*.

Falko Huth erwarb seinen Magister in Kulturosoziologie, Kunst- und Medienwissenschaften sowie Germanistik an der Universität Konstanz. Gegenwärtig absolviert er eine Ausbildung zum Gesundheits- und Krankenpfleger bei der Psychiatrischen Klinik Lüneburg.

Marco Kerler, 2007 erschien sein Debüt *Damn Poetry*. 2010 sein Chapbook *NotGroschen*. Weitere Texte von ihm sind in diversen Anthologien und Magazinen veröffentlicht. 2011 erhielt er beim Förderpreis für junge Ulmer Künstler in der Sparte Literatur die Anerkennung der Stadt Ulm. Er ist Mitglied bei den *Ulmer Autoren 81 e.V.*. Im Verein *Kunstwerk e.V. Ulm* ist er Hauptverantwortlicher für die Reihe *Wörterflug* (Musik/Literatur). 2012 gründete er die LiteraturRockband *MarcoBeatZ* mit der er schon zahlreich auftrat. www.marcokerler.de

Jonas Koch absolvierte den M.A. *Museum und Ausstellung* an der Carl von Ossietzky Universität im Jahr 2012 und beschäftigte sich in seiner Masterthese mit partizipativen Strategien im Museum. Zuvor studierte er im Bachelor Geschichtswissenschaft und British and American Studies an der Universität Bielefeld.

Dr. **Harald Kraemer**, derzeit Schreibearbeit an *Multimedia Classics Hypermedia Hermeneutics*. Lehrt an der Zürcher Hochschule der Künste und am Zentrum für Bildwissenschaften der Donau Universität Krems. Studium in Trier, Wien und Witten/Herdecke. Pionier der Museumsinformatik - Systemanalytiker - Gestalter von Hypermedia-Anwendungen.

Dr. **Albert Kümmel-Schnur**, seit Dezember 2010 Akademischer Rat für Medienwissenschaft, von 2003 bis 2010 Juniorprofessor für Digitale Medien/Digitale Kunst an der Universität Konstanz. Gastprofessuren und Lehraufenthalte an den Universitäten Wien, HU Berlin, Prag, Tongji Shanghai. 1999 Promotion über Musils *Mann ohne Eigenschaften*. 1989-1994 Studium der Germanistik, Anglistik, Philosophie in Paderborn, Coleraine, Berlin. Forschungsschwerpunkte: analoge und digitale Wissensräume (Schwerpunkt Ausstellung und Museum), Geschichte der Bildtelegraphie (1843-1923).

Stefanie Kuhn studiert seit 2012 den M.A. *Museum und Ausstellung* in Oldenburg. Zuvor studierte sie Judaistik und Theaterwissenschaft an der FU Berlin. Für ein Kunstfestival in Berlin-Neukölln kuratierte sie 2012 eine Ausstellung zum Thema Asyl und Flüchtlinge, die im Gefängnis Neukölln gezeigt wurde.

Stefanie Mallon ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Materielle Kultur an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg und promoviert zu *Aufräumen und die Entstehung von Ordnung*. Ihr Studium in Kulturanalysen in Oldenburg schloss sie mit einer Masterarbeit ab, in der sie sich mit dem grundsätzlichen Problem der *Entstehung von Unordnung* auseinandersetzte.

Christopher Müller studiert den M.A. *Museum und Ausstellung* in Oldenburg und ist Teil des Ausstellungsteams. Vorher studierte er Geschichte und Politikwissenschaft an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. In seiner Magisterarbeit *Der Israel-Palästina-Konflikt aus konstruktivistischer Perspektive* untersuchte er unter anderem den Einfluss von Geschichtsdiskursen auf aktuelle Konfliktynamiken. Im Rahmen seiner Masterarbeit beschäftigt er sich mit Subjektivierungsprozessen in Gedenkstätten.

Christoph Medicus studierte Bildende Kunst unter anderem bei Prof. Dieter Kiessling in Mainz und in Berlin bei Prof. Gregor Schneider. Er arbeitet mit unterschiedlichen Medien und Materialien an kontextuellen Überschneidungen und partizipativen Überlappungen auf der Suche nach den sozialen Bedingungen in künstlerischen Produktionsverhältnissen. Hierzu entwirft er bühnenartige Installationen und kuratorische Projekte wie zum Beispiel die Ausstellungssreihe *Betakontext* (Berlin 2009) in Zusammenarbeit mit Tobias Roth oder das hier vorgestellte Projekt *TRUST the BUTTMANN foundation* (Berlin 2012): <http://medicus.betakontext.de/>

Maik Nolte studierte Geschichte und Politikwissenschaften in Oldenburg und ist dort als freier Journalist und Autor tätig. Er schreibt unter anderem für die

tageszeitung, die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und mehrere Regionalzeitungen; er ist ehrenamtlicher Mitarbeiter beim Lokalsender *oeins* und Mitbegründer des lokalen Onlinemagazins *Oldenburger Lokalteil*.

Prof. Dr. **Kathrin Peters** ist seit 2011 Professorin für Theorie und Geschichte gegenwärtiger Medien an der Universität Oldenburg. Arbeitsschwerpunkte: Fotografieforschung, Gender und Medien, Architektur- als Kulturgeschichte.

Helen Reinold studiert den M.A. *Museum und Ausstellung* in Oldenburg und ist Teil des Ausstellungsteams. Vorher studierte sie Geschichte, Germanistik und Kunstgeschichte am Augustana College in Rock Island, Illinois. Ihre Bachelorarbeit trägt den Titel „*Without fraud and evil design: Oaths, literacy, and royal power under Charlemagne*“.

Tobias Roth, lebt als Schriftsteller, Philologe, Übersetzer und Kritiker in Berlin. Seit 2011 Herausgeber der *Berliner Renaissancemittelungen*, seit 2012 im Vorstand der Internationalen Wilhelm-Müller-Gesellschaft. Der Gedichtband *Aus Waben* erschien im März 2013 im Verlagshaus J.Frank Berlin. 2007, 2009 und 2011 wurden Texte im internationalen Essay-Wettbewerb der Goethe-Gesellschaft in Weimar ausgezeichnet. U.a. Stipendiat der Autorenwerk-

statt Prosa des *Literarischen Colloquiums Berlin* 2010. 2013 Einladung zum *Literarischen März* in Darmstadt.

Matthias Schmidt studiert den M.A. *Iranistik und Religionswissenschaft* in Göttingen. Vorher studierte er an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg Religions- und Islamwissenschaft. In seiner Bachelorarbeit analysierte und verglich er verschiedene Konzepte islamischer Herrschaft im vorrevolutionären Diskursfeld des Iran vor 1979.

Franziska Scholl studiert den M.A. *Museum und Ausstellung* in Oldenburg und ist Teil des Ausstellungsteams. Vorher erlangte sie den Bachelor im Fach Biologie an der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität in Hannover. Über die langjährige Mitarbeit auf Schloss Marienburg bei Hannover und ein dreimonatiges Praktikum im National Museum of Ireland in Dublin kam sie schließlich zur Museologie.

Fabian Schröder studiert den M.A. *Museum und Ausstellung* in Oldenburg und ist Teil des Ausstellungsteams. Vorher studierte er *Kultur und Technik* in Cottbus. Seine Bachelorarbeit trägt den Titel *Musealisierung von Geschichte* und vergleicht die Darstellungen der Roten Armee Fraktion im Deutschen Historischen Museum in Berlin mit derjenigen des Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutsch-

land in Bonn.

Carolin Schweizer studiert den M.A. *Museum und Ausstellung* in Oldenburg und ist Teil des Ausstellungsteams. Davor studierte sie Musik und Anglistik an der Hochschule für Musik und Theater Felix Mendelssohn Bartholdy bzw. der Universität Leipzig. Ihre Abschlussarbeit schrieb sie zum entdeckenden Musiklernen im Museum im Klanglabor des GRASSI Museums für Musikinstrumente Leipzig.

Melanie Sing studiert den M.A. *Museum und Ausstellung* in Oldenburg und ist Teil des Ausstellungsteams. Vorher studierte sie, nach einem FSJ Kultur im Neanderthal Museum, Religionswissenschaft und Ethnologie in Marburg. Ihre Bachelorarbeit schrieb sie *Zur musealen Präsentation mexikanischer Umgangsweisen mit dem Tod* und verglich dazu die Darstellung der Días de los Muertos im Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln mit derjenigen des Museums für Sepulkralkultur in Kassel.

Nora Spielvogel studiert den M.A. *Museum und Ausstellung* in Oldenburg und ist Teil des Ausstellungsteams. Vorher studierte sie Volkskunde/Kulturgeschichte und Sprechwissenschaft und Phonetik in Jena. Ihre Bachelorarbeit trägt den Titel *Bei Rot bleibe stehen, bei Grün kannst du gehen. Farben als Informationsträger im Alltag am Beispiel von Rot*

und Grün. Sie verdeutlicht, welche Bedeutung Farben für die Orientierung im Alltag haben und welche Auswirkungen es hat, wenn Farben anders wahrgenommen werden.

Nina Tillhon studiert den M.A. *Museum und Ausstellung* in Oldenburg und ist Teil des Ausstellungsteams. Vorher studierte sie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg Religionswissenschaft und Ethnologie. Während sie sich in ihrer Bachelorarbeit mit einer Analyse der Ausstellung *Kraftwerk Religion* im Hygiene-Museum Dresden beschäftigte, fasst sie sich aktuell in ihrer Masterarbeit mit der Ausstellung *Maori. Die ersten Bewohner Neuseelands* des Linden-Museums Stuttgart; hierbei wird der Fokus auf Partizipation und Ritualtransfer im Museum gelegt.

Laurin Vollmer studiert Sozialwissenschaften an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Seit 2004 ist er passionierter Hobbyfotograf. www.flickr.com/chefvisite.

Judith Wiedemann studiert seit Herbst 2008 Germanistik, Soziologie und Kommunikationswissenschaft in Bamberg. Davor absolvierte sie ein FSJ Kultur in Stuttgart. 2012 entstand in Tandemarbeit mit Martin Beyer die Erzählung *Die Agentur der Wünsche*. Sie wurde 2012 in der Anthologie *Stirb*

und Werde. *Acht Tandemgeschichten* (Perpetuum Publishing 2012) und im Februar 2013 in Martin Beyers *Mörderballaden* (Asphalt&Anders 2013) veröffentlicht.

Jan Gerd Wilkens studiert den M.A. *Kultur- und Sozialanthropologie* in Marburg und ist als freiberuflicher Bildungsreferent in der Jugend- und Erwachsenenbildung tätig. Ferner ist er Mitherausgeber in der Schriftenreihe *Curupira*. Vorher studierte er Ethnologie und Religionswissenschaft in Marburg. Seine Bachelorarbeit schrieb er über die Situation indigener Rechte in Kolumbien. Seine Masterarbeit befasst sich mit der Frage nach Rehumanisierungspotenzialen des Internationalen Strafgerichtshofes in Den Haag.

Dank

Wir danken dem Institut für Materielle Kultur, dem Institut für Geschichte sowie der Studienkommission der Fakultät III der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg für die großzügige Förderung des Projekts.



Außerdem bedanken wir uns bei allen Menschen, die uns über die Crowdfunding-Plattform *Sponsu-me* finanziell unterstützt haben und bei allen Objektgeber_innen, ohne deren Objekte unsere Ausstellung nicht zustande gekommen wäre.

Für die Gestaltung von Plakat und Flyern danken wir den Gestalterinnen Asuka Grün, Marina Friedrich und Ilona Schweizer.

Besonderer Dank geht an Sven Kreikenbohm für die Überlassung der Räumlichkeiten.

